Medizinische Quellenstudien.

Entwickelungsgang des Aehnlichkeitsaxioms

von

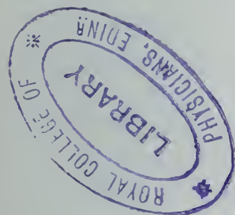
Empedokles bis auf **Hahnemann.**

Von

J. F. Katsch,

Dr. med. und prakt. Arzt in Baden - Baden.





STUTTGART.

In Kommission des J. B. Metzler'schen Verlages.

1891.

R37135

Multa namque invenio ab antiquis ad unguem demonstrata, quae tamen hodie a plerisque nec propter ignorantiam intellecta nec propter socordiam intelligi tentata. Adde quod nec, cui sunt cognita, ab hoc etiam juste sunt examinata.

Galen (ed. Kühn) Tom. II, p. 179.

Einleitendes Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist eine Quellenstudie; sie soll den verschiedenen neueren Parteien in der Medizin gerecht werden, selbst aber keine Parteischrift sein. Sie soll namentlich keinerlei einseitige Propaganda machen, sondern auf dem Boden steter historischer Beweise aus der ärztlichen Literatur des Alterthums und des Mittelalters besonders darthun, dass und warum die bis heut gehegten Anschauungen über das Verhältniss zwischen Allopathie und Homöopathie irrig und unhaltbar sind.

Ich habe diese Arbeit unternommen, den besonnenen Aerzten aller Parteien zur Veranschaulichung, dass gerade aus der Geschichte unserer Gesammtwissenschaft ein Anlass zu nörgelndem Hader und fruchtlosem Gezänk unmöglich entnommen werden kann, sondern dass vielmehr die Homöopathie einer althistorisch-berechtigten und nur allzulange vergessenen Pflicht folgt, wenn sie den zweitmöglichen und längst beschritten gewesenen Weg zur Ausbildung ärztlicher Kunstheilungen in unserem Jahrhunderte abermals aufnahm und dem uralten Axiom: „Similia similibus“ eine erneute Aufmerksamkeit zuwandte. Ich habe die Arbeit aber auch unternommen, um einseitiger Leidenschaftlichkeit und lärmendem

Hasse einen unantastbaren, wissenschaftlichen Beweis zu liefern, wie absolut verfehlt, ja! wie gänzlich sachunkundig und abstrus die Gehässigkeit so mancher zeitgenössischer Angriffe gegen die sogenannte Homöopathie erscheine, wenn auf dieselben das klärende Licht der Geschichtsforschung reflectirt wird.

Gerade diese Beleuchtung lässt den stolzen Ausspruch neuerer Zeit: „Die Medizin ist eine Erfahrungswissenschaft“ als eine glänzende Lüge erkennen und somit fast Alles, was man aus ihm folgerte, für hinfällig.

Das ist demüthigend und folgenschwer, denn es wird unabweissliche Pflicht, bei der Beurtheilung medizinischer Systeme diese Wahrheit zum Ausgangspunkte — wenigstens einer theoretisirenden Kritik — zu nehmen.

Eben so wenig darf aber auch vergessen werden, was man im jetzigen Zeitalter so gern vergisst, dass im Gebiete der Medizin sich Wissenschaft und Kunst verschwistern oder doch verschwistern sollten; man spricht ja nicht umsonst von einer „Heilkunst“.

Aber in jeglicher anderen Kunst bleibt das Material, an welchem sie zu operiren hat, constant und wandellos. Der Marmor, das Oel, die Saiten können in gleich brauchbarer Qualität stets zweckgemäss beschafft werden. Aber das Substrat der Heilkunst ist der belebte Menschenleib; wie er selbst sich wandelt, so wandelbar sind in ihren Combinationen auch die äusseren Einflüsse, mit welchen er in steter Beziehung steht; so wandelbar sind oft, selbst bei scheinbar gleicher äusserer Form seiner Erkrankungen, deren Ursachen und Bedingungen. So hätte denn gerade dieser stete Wechsel der Erscheinungen zu doppelter Vorsicht, Geduld und allseitiger Prüfung mahnen sollen, bevor man es unternahm, ihn unter Regeln und Gesetze zu bannen. Dahingegen lehrt die Geschichte unwiderleglich, dass die Medizin bereits da, wo sie zuerst aus tiefstem Dunkel hervortritt und ihre schwankenden Schritte beginnt, um aus dem bisher erworbenen, dürftigen Material sich zu einer Wissenschaft allmälig zu consolidiren, dennoch bereits die Kunst zu heilen abhängig gemacht hatte von Theoremen, die späterhin als Dunst und Rauch sich erwiesen. Nur so erklärt sich uns die leidige Thatsache, dass die Medizin fast in demselben Grade, wie sie als Wissenschaft allmählig zu einer ehrfurchtgebietenden Gestalt emporblühte, immer schwächer, immer skeptischer ward als Heilkunst, weil sie — je länger

um so lauter — daran verzweifelte, aus der überkommenen, mythenreichen Heilmittellehre sich ein Werkzeug zurüsten zu können, welches ihren wissenschaftlichen Ansprüchen an eine Kunstheilung Genüge zu leisten vermöchte. Seit einigen Decennien erst sonderte aus dem grossen Mutterverbande eine Partei sich wiederum ab, deren Streben es bildet, gerade dort Hand anzulegen, wo die Energie der älteren Schule, erlahmt und unwillig, von dieser Arbeit sich abwendete. Das ist die Homöopathie. Das Feld ihrer Thätigkeit ist ein Ausbau der Arzneimittellehre nach einem anderen, als dem bisher usuellen Systeme; sie will den Gesammtwirkungskreis eines jeden einzelnen Arzneimittels zuvor — und zwar am gesunden Menschenleibe — eingehend erprobt wissen, bevor sie ein solches am kranken in Anwendung bringt. Die Anwendungsweise ihrer also geprüften Heilstoffe regelt sie aber nach einem angeblich neuen und der bisherigen ärztlichen Erfahrung ganz widersprechenden Axiome, dem sie das Ansehen eines Gesetzes beimisst, nämlich nach dem Aehnlichkeitsgesetze. Das Aehnlichkeitsgesetz aber habe, — so behaupten beide Parteien — Hahnemann erfunden, gleichsam aus dem Nichts. „Und ein Nichts sei es" behauptet die Gegenpartei, und der Hader, der daraus entstand und an Erbitterung täglich wächst, ist gleich unerquicklich für die besonnenen Männer der einen wie der anderen Partei.

Ist er irgendwie sachlich berechtigt?

Ich behaupte: nein! und hoffe, mit der Begründung für mein Votum zugleich einen allgemein acceptablen Standpunkt zu bieten für eine historische und deshalb leidenschaftslose Beurtheilung der beregten Streitpunkte. Das Material hierfür bietet die folgende Arbeit. Dieselbe zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren erster das Vorhandensein sowie die Ausdeutung des „Similia similibus" und zwar von Empedokles bis auf Paracelsus nachweist. Der zweite Theil verfolgt die Wandlungen der Aehnlichkeitsmaxime von Paracelsus bis auf Hahnemann und die neueste Zeit. Das einstweilen von mir gesammelte Quellenmaterial bietet zugleich die Grundlage für folgende neun Thesen, deren Beweis meines Wissens bisher noch nicht erbracht worden ist:

Thes. 1. Der Begriff „Similia similibus" findet sich — und zwar als ein Axiom — bereits im Erstbeginne der griechischen medizinischen Literatur.

Thes. 2. Dieses Axiom geht als solches mit hinüber in die medizinische Literatur der Römer und findet sich bereits hier in dem heut bekannten Wortlaute: Similia similibus.

Thes. 3. Die medizinisch-praktische Formel „Contraria contrariis" war bei den Alten lediglich die logische Consequenz des Axioms: Similia similibus.

Thes. 4. Das Similia similibus erscheint weiterhin auch in der medizinischen Literatur des Mittelalters, gewinnt indessen directen Einfluss auf praktische Krankenbehandlung erst vom 16. Jahrhundert ab.

Thes. 5. Bei den Aerzten des 16. und namentlich des 17. Jahrhunderts findet sich bereits eine weitverbreitete Heilmethode nach isopathischer Anschauungsweise, deren Nachklänge sich in der Volksmedizin bis jetzt erhalten haben unter dem Namen der „Curen durch Sympathie".

Thes. 6. Hahnemann hat zwar den Namen Homöopathie für seine Heilmethode, nicht aber auch das dieselbe regelnde Aehnlichkeitsgesetz erfunden, letzterem jedoch methodisch-richtigere Anwendbarkeit gesichert.

Thes. 7. Eine thatsächliche praktische Durchführung von Arzneimittelprüfungen in der von Hahnemann befolgten Methode erscheint aus früherer Zeit unnachweisbar.

Thes. 8. Der geistige Plan dieser Prüfungsmethode der Arzneimittel ist nicht Hahnemann's Ersterfindung.

Thes. 9. Der bisher geführte Streit zwischen Allopathie und Homöopathie ist, weil er nur auf allerseits historisch unzutreffende Meinungsverschiedenheiten über den persönlichen Standpunkt Hahnemann's zur Homöopathie fusst, ein absolut nichtiger und wesenloser. Das Verhältniss zwischen Allopathie und Homöopathie ist vielmehr — sowohl rücksichtlich der historischen Entwickelung, wie hinsichtlich der praktischen Endziele — keineswegs ein ausschliessendes, sondern lediglich ein sich gegenseitig ergänzendes.

Stellt man sich gänzlich ausserhalb des Bezirks des heutigen Streites pro oder contra Homoeopathiam, — bemüht man sich vielmehr, den Kernpunkt der Differenz einzig und allein aus der

Literatur der Zeiten vor Hahnemann festzustellen, so ergiebt sich folgendes Resultat:

In der ältesten Periode der Medizin (Zeitalter der Griechen und Römer) kam kein Zweifel darüber zur Geltung, dass man das Räthsel, welches wir heut „Wesen der Krankheit" nennen, bereits vollständigst gelöst habe.

Man erklärte damals Gesundheit wie Krankheit aus den Grundeigenschaften der vier Elemente und nahm demgemäss vier verschiedene Hauptsäfte an (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle*). Die antike Krankheitslehre war also eine absolute Humoralpathologie. Letztere ward von Hippokrates und dessen Nachfolgern, so namentlich späterhin von Galenos, sehr gewandt vertheidigt, und gegen die Autorität dieser Männer konnte eine, allerdings damals bereits auftauchende und späterhin wiederholte Opposition, welche der Humoralpathologie eine Solidarpathologie entgegenzusetzen strebte, in keiner Weise das Feld behaupten. Es vererbte sich vielmehr nur des Hippokrates und ganz vorzugsweise mit Galen's Schriften diese antike Theorie auf die Araber und von diesen auf das Mittelalter. Sie behauptete also eine etwa 2000jährige, fast ungetrübte Autorität bei allen Culturvölkern der alten und neueren Zeit. Erst im 16. Jahrhundert ward plötzlich ihr Ansehen mächtig erschüttert und erlitt seitdem eine andauernde Beeinträchtigung. Zwar ward sie mutatis mutandis, und von jetzt ab erst speziell unter dem Titel der Humoralpathologie (Sydenham, Boerhave etc.) allmälig wieder auf den Thron erhoben; doch musste sie denselben fortan mit manchen anderen Ideendynastien theilen (Brownianismus, Contrastimulus u. s. w.). Von den letzteren zwar erwarb keine mehr die Alleinherrschaft; ebenso wenig erlosch aber auch — trotz aller neueren Thesen und Hypothesen — die Humoralpathologie dem Wesen nach gänzlich; sie macht vielmehr gerade in der gegenwärtigen Zeit wieder, schlecht maskirt, unter dem Modetitel „Blutarmuth" einen gespenstischen Rundgang durch die Welt.

Länger hielt es die altangestammte Praxis aus. Wie vielfach diese auch seit den Zeiten des Celsus umgemodelt war, so hatte sie doch gerade ihre massivsten Waffen sich niemals entreissen lassen, und eine 2000jährige, gewohnheitsgemässe Bethätigung gewisser Handreichungen und Hülfsleistungen in der Stunde von Gefahren vergessen die Menschen nicht so leicht, wie pen-

---

*) Vgl. darüber auch Platons Timaios, 38, § 208–41, § 223.

sionirte Ideeen. Und dennoch haben die letzteren seit den jüngsten dreissig Jahren auch endlich die einstige Zuversicht und Thatfreudigkeit der uralten Behandlungsweise durch Aderlässe und Schröpfen, durch Hungern, Transpiriren, Vomiren und Purgiren, ja! selbst den Glauben an die Möglichkeit von Arzneiheilungen sich akademisch allmälig entziehen lassen müssen. Da indessen diese neuere skeptische Theorie unfähig sich erwies, an die Stelle der cassirten Praxis eine neue zu bieten, so geriethen die medizinische Wissenschaft und die Heilkunst in einen argen Conflict, denn die ärztlichen Praktiker bekannten zwar den neuen Glauben mit den Lippen, leisteten aber am Krankenbette auf die fernere Nutzniessung des altherkömmlichen Heilapparates nichtsdestoweniger keinen Verzicht. Man braucht denselben in der Jetztzeit nur zarter und zögernder, übrigens jedoch — und das gerade ist die Hauptsache — vor wie nach, trotz aller veränderten Theorien, genau in derselben Absicht, d. h. zu dem völlig gleichwerthigen Zwecke wie in den Zeiten des fernen Alterthums, nämlich um gewisse Krankheitssymptome, z. B. Fieber, örtliche Hitze, Schmerz etc. zu beseitigen oder um bestimmte Funktionsbethätigungen, z. B. Schlaf, Leibesöffnung u. s. w. zu bewirken. Dabei aber ist wohl zu merken, dass gerade jenes Alterthum sich des oben genannten schweren Belagerungsgeschützes ebenfalls nur selten und viel weniger gern bediente, als gerade mancher, erst in neuester Zeit wieder zu Ehren gebrachter Methoden, z. B. eingehend diätetischer Verordnungen, sammt einer vielgestaltigen Verwendung des Wassers.

Welche aber waren denn nun jene neuen Ideen, die es vermochten, so einschneidende Wandlungen schliesslich auch in dem alten und befestigten Grundbesitz der medizinischen Praxis durchzusetzen? Das war zunächst der endlich auftauchende, nagende Zweifel, ob auch wirklich das „Wesen der Krankheiten“ so einfach und durchsichtig sei, wie die Alten dessen überzeugt gewesen wären? Und daraus entwickelte sich die fernere Frage, ob vollends Krankheit und Heilung in demjenigen gegensätzlichen Verhältnisse zu einander ständen, wie die Alten in ihrer curativen Bezweckungstheorie angenommen hatten? Standen doch hinsichtlich jeder medicamentösen Behandlungsweise offenbar zwei, zunächst für sich bestehende Realitäten neben einander, nämlich Krankheit und Heilmittel, deren innere Beziehungen — Wechselwirkungen, wie wir heut sagen würden — doch nicht immer sich einfügen lassen wollten in den engen Rahmen: „warm

und trocken, kalt und feucht.“ Welche von beiden hatte man sich denn eigentlich als den fixirbaren, weil nach seiner inneren Natur, nach seiner Entstehung und nach seiner Fortentwickelung im Organismus am leichtesten erkennbaren, quasi ruhenden Punkt zu denken, von welchem aus auf den anderen, ferner und unbestimmbarer liegenden, geschlossen werden müsse? Sollte immer noch die Krankheit als „bekannt ihrem Wesen nach“ gedacht und unter dieser Voraussetzung für dieselbe eine Arznei (x) gesucht werden, oder konnte nicht vielmehr gerade die Arznei als der ein für allemal gegebene Vergleichspunkt erscheinen, gegenüber einer durchaus wandelbaren und stets verschiedenartig sich modelnden Krankheitsform (x), deren Wesen unerkennbar zu sein scheine?

Diese Frage ist keineswegs eine willkürlich von mir aufgestellte, sondern absolut also geformt erscheint sie — so weit ich bis jetzt zu sehen vermochte — zuerst im 16. Jahrhundert. Damals wurde sie von dem Fragesteller durchaus zu Gunsten der zweiten Alternative beantwortet, wie wir uns überzeugen werden. Das ganze Alterthum dahingegen hatte — und ebenso das geistig minorenne Mittelalter — die erste Fragestellung unbedingt bejaht. Fassen wir dieselbe Frage in eine modernere Sprachweise, so müsste sie etwa also lauten:

Ist uns die jedesmalige Krankheitsursache, ist uns deren Modalität und jede ihrer Relationen zu den befallenen menschlichen und thierischen Geweben derartig erkennbar, dass wir aus dieser Erkenntniss der Regel nach das jedes Mal passendste Heilmittel sicher zu wählen vermöchten? Oder dürften uns die Modalitäten der gebräuchlichsten Arzneimittel in ihren verschiedenen Relationen zu den Körpergeweben durchsichtig genug erscheinen, um aus dieser Erkenntniss der Regel nach das Heilmittel bestimmen zu können, welches etwa den verschiedenen, nach Zeit und Umständen schwankenden Modalitäten entspräche, welche eine ihrem Wesen nach problematische Krankheitsursache in den Körpergeweben erzeugen kann?

Einzig in dieser Frage spitzt sich nun thatsächlich der ganze Kernpunkt des Streits zusammen, der zwischen den beiden Schulen, welche heut unter dem Namen Allopathie und Homöopathie bekannt sind, mit so vieler Erbitterung geführt wird. Dass es einzig und allein diese Streitfrage ist, welche die Feindschaft her-

vorgerufen und sie bis zur Stunde schürt, wird aus der Literatur der Vorzeit alsbald ersichtlich werden. Gelingt es mir, diesen Nachweis klar genug beizubringen, wie ich es hoffe, dann dürfte es ebenso dem Leser, wie mir geschehen ist, unerfindbar erscheinen, weshalb denn eigentlich irgend welch' eine Gegenüberstellung — und nun vollends eine so leidenschaftlich erbitterte — Platz zu greifen vermochte zwischen Aerzten, welche auf gleicher wissenschaftlicher Ausbildungsstufe stehen? Ich vermag hier nichts sonstiges weiter zu erblicken, als eine hochinteressante Arbeitstheilung.

Jede von beiden Schulen bevorzugt nämlich, wie bereits erkennbar, zwar einen besonderen Weg zur Lösung besonderer Fragen; beide Wege aber führen unleugbar zur Lösung nur einer und derselben praktischen Zielaufgabe; das ist die Heilung von Krankheitsformen. Demgemäss hat aber doch jede von beiden Schulen — „Arbeitssectionen" möchte ich lieber sagen — den unverkennbaren Anspruch, dass die Resultate ihrer Arbeiten mit unparteiischer Aufmerksamkeit geprüft werden, also mit Ernst und Sachverständniss. Denn dass man Sachverständniss für die Natur beider Arbeitsarten entgegenbringe, hat jede von beiden Sectionen das gleiche Recht zu fordern; mindestens ist doch Niemand, dem ein objectives Verständniss für die so fleissigen Arbeitsleistungen, z. B. auch der Homöopathie, noch abgeht, in anderer Weise zu einem abfälligen Urtheile gegen dieselbe berechtigt, als etwa Jemand, der z. B. die holländische Sprache deshalb als eine uncultivirte schmähen wollte, weil er sie nicht verstehe, obgleich er des Deutschen mächtig sei, welche doch aus demselben Sprachstamme sich abgezweigt habe, wie die holländische. Vollends aber jeder Arzt muss nothwendig ein gleiches Interesse haben so für Physiologie oder Pathologie, wie für Arzneimittel- und Arzneigabenlehre; liegt ihm doch die gleiche, sachliche Nöthigung ob, allen diesen Disciplinen ernste Aufmerksamkeit zu widmen. Unparteilichkeit also kann hier gar nicht einmal — weder hüben noch drüben — als ein etwaiges Verdienst gelten, sondern lediglich als ein Selbstinteresse. Denn welchen anderen Wunsch können praktische Aerzte, welche der Entwickelung ihrer Wissenschaft in allen ihren Theilen mit Theilnahme zu folgen gewohnt sind, irgend haben, als gerade den, dass jede von beiden Arbeitssectionen die Lösung ihres Problems zu möglichster Vollkommenheit mit Fleiss und Umsicht fördere?

Immerdar wird ja doch jeder tüchtige Arzt ebensowohl eine stets klarer und ausgiebiger fortschreitende Erkenntniss des „Wesens der Krankheiten“, wie nicht minder die eingehendste Bekanntschaft mit den Relationen seiner Arzneistoffe zum menschlichen Organismus wünschen und anstreben müssen. Gleichgiltig oder gar überflüssig kann ihm keine dieser beiden Erkenntnissquellen bleiben; das liegt in der ganzen Natur seines Berufs. Ist dem nun so — und wie wäre es denn etwa anders? dann glaube ich der Zustimmung sämmtlicher, wahrhaft wissenschaftlich strebender Aerzte in allen Schulen unserer Gesammtwissenschaft sicher zu sein, wenn ich behaupte, dass für solche Männer die Unmöglichkeit vorliegen müsse, eine andauernde Spaltung beider Arbeitssektionen wünschen oder gar fördern zu mögen. Sie werden vielmehr im eigensten Interesse ihrer Wissenschaft wie ihrer Kunst sachgemässe Einsicht fordern in die Leistungen beider strebsamen Schulen, um beider Arbeitsresultate zu sammeln, zu sichten und auszunutzen für ihren erhabenen, künstlerischen Endzweck, aus Kranken Gesunde zu machen.

Dieses Endziel ist die eigentliche Frucht, welche aus der medizinischen Wissenschaft reifen soll für deren praktische Verwerthung am Bette der Leidenden. Denn der Arzt soll ja nicht einzig ein Mann der Wissenschaft, sondern zugleich auch ein praktischer Künstler sein; stammt das Wort „Arzt“ doch her von „artista!“

Beherrscht von dieser Ueberzeugung habe ich meine Arbeit verfasst. Möchte sie den Streitern beider Parteien einen Weg, eine Friedensbrücke andeuten können aus dem Gewirr subjectiver Ansichten auf das Festland historischer Objectivität. Den Intransigenten beider Parteien aber gelte das Wort Fichte's: „Wem das Gesagte nicht gefällt, der schimpfe nicht, verläumde nicht, empfindle nicht, sondern widerlege die Thatsachen!“

Baden-Baden, im Juli 1890.

F. Katsch.

Erster Abschnitt.

Von Empedokles bis auf Paracelsus.

§ 1. Je bedeutungsreicher und folgenschwerer Gedanken und leitende Maximen sind, welche aus der Beobachtung von Erscheinungen abstrahirt werden, die der Beobachtung vieler Menschen seit langer Zeit her zugängig gewesen sind, um so gerechteren Grund hat man, zu bezweifeln, dass solche Gedanken zuerst und allein in dem Kopfe Desjenigen entsprungen seien, an dessen Namen sie ihr Heimathsrecht, ihre bleibende Stätte auf dieser Erde anknüpfen. Denn die Geschichte, von Menschenhand geschrieben, ist, wie Menschengunst, wandelbar, und vergisst den Namen des Einen, um den des Anderen mit um so reicherem Ruhmes- oder Märtyrerkranz zu begaben. Schon in den Blüthezeiten von Hellas behaupteten mehrere Mathematiker nicht allein, dass die Erde sich um sich selbst drehe, wie z. B. Hiketas von Syrakus und der Pythagoräer Ekfantos; sondern im dritten Jahrhundert vor Christus lehrte Aristarchos bereits ebenso die Umdrehung der Erde um sich selbst, wie ihren Umkreisungsweg um die Sonne, und beide Behauptungen fanden in Seleukos einen scharfsinnigen Vertheidiger. Allein diese alten Namen werden heut neben dem des Galilei und Kopernikus kaum je genannt. Aber was bedarf es hier weiterer Beispiele? sind sie doch jedem Gebildeten reichlich genug zur Hand! Oft genug nur ist es schwer, oder aber Sache glücklichen Zufalls, in verstaubten Bibliotheken den Ariadnefaden zu finden, der durch längst vergessene Bücher uns hinabführt auf verschollene Thatsachen, und mit Erstaunen gewahren wir dann, dass der Kampf um Meinungen, welche heut die Gemüther mächtig erregen, mit kaum minderer Heftigkeit geloht hat in fernen Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden. Längst in Staub zerfallen sind die Gebeine Derer, die gedacht, gerungen und gelitten, wie wir, die wir, ahnungs-

los der alten Feinde und Freunde, unter den gleichen Bannern uns heut gegenüberstehen. Oft aber auch gährt und wogt der Gedanke, wohl erkannt in seiner Wesenheit, dennoch in immer wechselnden Formen, wie Rauch und Wolkengebilde, Jahrhunderte hindurch in den Geistern der Menschen; er sucht umsonst klare, feste Form zu finden und wird in diesem vergeblichen Ringen nach Gestaltung auf nur immer irrthumsvollere Wege geführt und endlich achtlos vergessen im Gedächtniss der Menschen. Barg der Gedanke indessen in sich ein zwingendes Gesetz der Wahrheit, so entringt er sich früher oder später dennoch der verhüllenden Nacht, bis er endlich den Mund findet, der die Formel auszusprechen vermag, welche dem vielumworbenen Schatz gänzlich emporzusteigen und zu leben gestattet. Letzteres nun gilt in ganz hervorragender Weise von dem Axiom: „Similia similibus"! Nicht nur im grossen Publikum, nein! auch unter den Gelehrten — gleichviel ob sie dieser Formel freundlich oder feindlich gesonnen sind — gilt bis zur Stunde die Ansicht, dass Hahnemann deren geistiger Vater sei, gleichwie er thatsächlich die Schlagworte: „Homöopathie und Allopathie" erfand. Das absolut Unzutreffende ersterer Ansicht, wie verschiedener daraus entsprossener Behauptungen zu erweisen, will ich nunmehr unternehmen. Dass meine Beweise, welche ich der gelehrten Welt hiermit vorlege, freilich noch viele bedauerliche Lücken bergen werden, wird eine Mahnung an das immense Material, das die Vorzeiten angesammelt, entschuldigen. Eine umfassende Beweisführung kann erst dann erhofft werden, wenn es mir gelänge, auch bei andern und möglichst vielen Aerzten Interesse für diese von mir angebahnte historische Untersuchung zu erwecken.

§ 2. Hahnemann selbst fühlte offenbar schon das Bedürfniss, das von ihm neu gemodelte und zu einem vorläufigen Abschluss geförderte System auch historisch und durch zustimmende Gedanken anderer, bezw. älterer Autoren zu stützen. Ob er mehr geben konnte oder aber nicht mehr geben wollte, als er thatsächlich gethan, bleibe unentschieden. Zweifellos jedenfalls ist, dass dieser Theil seiner Bestrebungen überaus mager erscheint. Da wird denn vielleicht, gleichwie ich es gewesen, mancher Leser erstaunt darüber sein, wie gross doch die Schaar hochbedeutender Männer ist, welche im Laufe zweier Jahrtausende vergeblich bemüht war, den Gedanken: „Similia similibus" zu einem für die Heilkunde brauchbaren Axiom zu verdichten. Je klarer indessen vor meinen Blicken

die Reihe dieser Vormänner emporwuchs, um so unbegreiflicher erschien mir — ich gestehe es offen — jene, alle bis dahin unzulänglichen Anstrengungen zusammenfassende und abschliessende praktische Vollendung, welche Hahnemann seinem Systeme zu geben wusste, ohne dass es ihm doch gelungen wäre, die theoretische Begründung desselben Dem auch nur annähernd gleich zu stellen. So kam es, dass die Wagschaale meiner Pietät vor seinem Andenken unwillkürlich sich höher hob, als mir selbst lieb ist, bis der Gedanke, dass er manchen seiner Vorkämpfer nicht nennen wollte, je länger je mehr Raum bei mir gewann. Inwiefern ich hierzu berechtigt bin oder nicht, stelle ich indessen gern dem Leser anheim, welcher meiner Darstellung bis zu Ende folgen wird. Das eminente Verdienst bleibt Hahnemann unter allen Umständen gesichert, dass er das uralte, aber gewissermassen in leerer Luft flatternde Nebelbild: „Similia similibus" endlich in das lebenathmende Prinzip umwandelte, welches nunmehr als das Pannier der Homöopathie bekannt ist, durch den Zusatz des kleinen Wörtchens „curantur". Ueber die Wahrheit oder Nichtwahrheit dieses Prinzips zu streiten, ist in keiner Weise bei dieser Arbeit beabsichtigt; dieser Aufgabe habe ich mich in einer anderen Schrift*) unterzogen. Hier wollen wir nur die lange, historische Entwickelung desselben in flüchtiger Skizze darthun, und nur in diesem, rein historischen Sinne sage ich: Dies Wörtlein „Curantur" war das Ei des Columbus, und es erscheint fast unbegreiflich heut, dass es so immens lange gesucht und erst so spät und schwer gefunden wurde.

§ 3. Ueber etwaige Prinzipien der praktischen Heilkunst bei den alten semitischen Culturvölkern vermag ich nichts zu sagen. In der Bibel findet sich nichts hier einschlägiges, was nicht der Hygieine zuzurechnen wäre. Nicht uninteressant freilich ist es, dass Jesus Sirach sowohl von Aerzten, wie von Apothekern spricht (Cap. 38) — wenigstens nach der Luther'schen Uebersetzung; allein Jesus Sirach wird kaum 200 Jahre vor Christus gesetzt. Demnach müssen wir uns den Griechen zuwenden.

Unter den autoritativen Citaten nun, welche bereits Hahnemann selbst geltend zu machen suchte, für die Unterstützung seines Prinzips, das er — nicht gerade allzuglücklich — Homöopathie

---

*) Ein Blick in die wissenschaftliche Begründung der Homöopathie von F. Katsch. Stuttgart, E. Hahn. 1879.

benannte, lesen wir die Worte aus einer der Hippokratischen Schriften (*Περὶ τόπων τῶν κατ᾽ ἄνθρωπον* s. Hahnemann, Vorrede zum Organon 2. Aufl. S. 88): *διὰ τὰ ὅμοια νοῦσος γίνεται, καὶ διὰ τὰ ὅμοια προςφερόμενα ἐκ νοσεύντων ὑγιαίνονται, ... διὰ τὸ ἐμέειν ἔμετος παύεται.*

Dass dieser Satz absolut homöopathisch klinge, wird ja Niemand in Abrede stellen. Es fragt sich natürlich aber: kann derselbe in dieser Form als Beweis dafür gelten, dass sein Verfasser als ein homöopathischer Arzt im heutigen Sinne des Worts angesprochen werden dürfte? Dies wird sicherlich Niemand daraus folgern können und mögen. Demnach müssen wir uns also weiter danach umsehen, ob wir es hier mit einem ganz vereinzelten Gedankenblitze zu thun haben, oder ob der obige Satz im unleugbaren Zusammenhange steht mit anderen gleichartigen Ansichten, und ob und welchen Einfluss auf das ärztliche Denken oder Handeln der alten griechischen Aerzte derartige Aussprüche gehabt haben dürften.

§ 4. Grade nun schon hier und bei der Untersuchung dieses Punktes muss ich dringend auf künftigen kollegialischen Beistand hoffen. Was ich indessen zu sammeln vermochte, dürfte immerhin genügen, wenigstens einen vorläufigen Schluss hinsichtlich der uns hier interessirenden Frage zu gestatten. Der oben ausgesprochene Gedanke muss nämlich ein sehr häufig wiederkehrender, ja! sogar ein dominirender gewesen sein im Alterthum. Wir haben bekanntlich zwei Römische Autoren, welche fleissige Compilatoren waren aus dem Schatze griechischen Wissens: Gellius und Macrobius. Nun wird zwar häufig behauptet, dass Macrobius viel aus Gellius geschöpft habe — mit welchem Recht lasse ich auf sich beruhen; für das medizinische Gebiet indessen ist diese Behauptung jedenfalls vollkommen unbegründet. Bei diesen Beiden nun hoffte ich für meinen Zweck am Leichtesten Förderung, täuschte mich aber bezüglich des Gellius vollkommen. Er giebt in seinen Noctes Atticae in Hinsicht auf die Medizin nur sehr dürftige und zusammenhangslose Notizen. Glücklicher war ich bei Macrobius. Bei diesem fand ich das „Similia similibus“ wörtlich an zwei verschiedenen Stellen. Zuerst findet es sich im 5. Cap. des VII. Buches der Saturnalia, wo er über die Verdauung sich folgendermassen äussert:

> Illi soli non assentior, quod succos varios de ciborum varietate confectos dicis contrarios esse corporibus, quum corpora ipsa de contrariis qualitatibus fabricata sint. Ex

calido enim et frigido, de sicco et humido constamus. Cibus vero simplex succum de se unius qualitatis emittit. Scimus autem, similibus similia nutriri. Dic, quaero, unde tres aliae qualitates corporis nutriantur? Singula autem ad se similitudinem sui rapere testis est Empedocles, qui ait:

Ὡς γλυκὺ μὲν γλυκὺ μάρπτε, πικρὸν δ' ἐπὶ πικρὸν ὄρουσεν,
Ὀξὺ δ' ἐπ' ὀξὺ ἔβη, θερμὸν δ' ἐποχεύετο θερμῷ —

Te autem saepe audio Hippocratis tui verba cum admiratione referentem: *εἰ ἓν ἦν ὁ ἄνθρωπος, οὐκ ἂν ἤλγεεν· ἀλγεῖ δέ, οὐκ ἄρα ἕν ἐστί.* Ergo si homo non unum, nutriendus est non ex uno.

Somit sprach also zweifellos schon selbst der sagenumwobene Empedocles den Gedanken „Similia similibus" im obigen Citate klar und deutlich aus.

Die zweite Stelle bringt Macrobius im 7. Capitel des VII. Buches:

Sed si vis intelligere in generatione veram rationem caloris, considera, viros longe diutius perseverare in generando, quam mulieres in pariendo; et haec tibi sit indubitata probatio in utroque sexu vel frigoris vel caloris. Nam vis eadem in frigidiore corpore celerius exstingitur, in calidiore diutius perseverat. Quod frigus aëris tolerabilius viris ferunt, facit hoc suum frigus: similibus enim similia gaudent. Ideo ne corpus earum frigus horreat, facit consuetudo naturae, quam sortitae sunt frigidiorem.

§ 5. Aus diesen übereinstimmenden Aussprüchen des Empepocles, Hippocrates und des Makrobius, wird zweifellos zunächst folgender Schluss gezogen werden müssen, der sich aus der Zeit an sich ergiebt. Empedocles nämlich starb 430 v. Chr. Das Todesjahr des *κατ' ἐξοχήν* berühmten Hippokrates ist unbekannt, doch wird es allgemein zwischen 377 und 360 v. Chr. angenommen. Nehmen wir aber auch an — um jeden Streit über die Echtheit der Hippokratischen Schriften zu vermeiden — dass nicht jener Hippokrates II, sondern erst ein späterer Enkel aus dem Siebengestirne der Asklepiaden der Verfasser des bereits von Hahnemann angeführten Citats sei, so wäre es doch immerhin etwa 200 Jahr vor Christus niedergeschrieben, mithin also in einer Zeit bereits, in welcher die Medizin als Wissenschaft noch in den Kinderschuhen sich bewegte. Macrobius aber, der neuplatonische Grammatiker, lebte erst im 5. Jahrhundert nach Christus. Im 7. Buche

des Saturnalien behandelt Macrobius ausschliesslich — wenigstens vom 4. Capitel ab — medizinisch-philosophische Fragen, in deren Beanwortungen er die medizinischen Auffassungen der Vorzeit sammelte. Die bisher zusammengestellten vier Citate geben offenbar alle den Gedanken des Similia similibus in unbefangenster Weise, als einen ganz selbstverständlichen; ebenso harmlos und einwurfsfrei nehmen auch die gelehrten Tischgenossen diese heut so schwer beanstandete Formel entgegen. Daraus also darf wenigstens Das vorerst mit Sicherheit geschlossen werden, dass der — einstweilen noch ziemlich weitschichtige und prädicatlose Allgemeingedanke „Similia similibus“ bereits aus der Urzeit der Medizin — also noch vor Hippokrates — als eine medizinisch-philosophische Formel allgemein bekannt gewesen sein muss in den betreffenden Kreisen bis auf Macrobius hin, welcher — nach meinem bisjetzigen Wissen wenigstens — zuerst schon diese später von Hahnemann acceptirte Formel wörtlich ausspricht.

Dabei musste es mir natürlich aber auch auffallen, dass Keiner unter den ärztlichen Gesprächsgenossen in den Saturnalien jüngerer Autoritäten, z. B. des Celsus und Galenos, Erwähnung thut. Celsus ist ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus. Der mysische Grieche Galenos war Leibarzt des Kaisers Commodus. War Celsus wirklich ausübender Arzt? Angesichts seiner Besprechung der chirurgischen Krankheiten, bz. der chirurgischen Operationen, möchte man es glauben; unbedingt wenigstens muss er von den letzteren sich als häufiger Augenzeuge Kenntniss verschafft haben. In seinen ersteren Büchern de medicina scheint er aber — mir wenigstens — ungleich mehr Sammler, als Selbstarzt gewesen zu sein. Uebrigens bekennt er sich dort auch direct als Sammler und nimmt hier und dort eine Heilart mit auf, obgleich sie, wie er ausdrücklich hinzufügt, in anderen hervorragenden medizinischen Schriften nicht erwähnt sei. Seine acht Bücher de medicina sind bekanntlich seine einzigen Schriften, welche aus einem grösseren Werke auf uns gekommen sind, in welchem er nicht minder eingehend sich ebenso über Ackerbau und Kriegskunst, wie über Jurisprudenz, Rhetorik, Geschichte u. s. w. verbreitet haben soll. Der letztere Theil seines Werkes de medicina ist, da er lediglich die Chirurgie behandelt, ohne Interesse für meinen Zweck gewesen. Allein auch in den ersteren Büchern fand ich für den letzteren nahezu gar nichts. Seine Hauptautoritäten sind ihm, neben Hippokrates, Erasistratos und

Asclepiades. Seine Besprechung der Krankheiten ist kurz und knapp, lediglich in der Form eines medizinischen Compendiums; philosophische Erörterungen über das Wesen oder über die Entstehungen der Krankheiten bringt er nicht bei. Selbst im Prooemium (nach der Teubner'schen Ausgabe ex recens. C. Daremberg) lässt er sich nur ein auf die — selbstverständlich uralten — Streitigkeiten zwischen den verschiedenen ärztlichen Parteien. Diese aber rührten bei den Alten stets her entweder aus den Dissonanzen zwischen den verschiedenen philosophischen Schulen, oder aus absolutester Unkenntniss anatomischer Körperverhältnisse, bz. aus beiden Gründen zugleich. Ein Beispiel hierfür wird § 16 beibringen. Bei alledem bleibt aber jeglicher Streit innerhalb des allumfassenden Rahmens der Vierelemententheorie (s. auch § 7). Da sei es mir denn vergönnt — weil ja grade in unserer Zeit wiederum eine so lebhafte Betonung rationeller Medizin im Verhältniss zur sogenannten Empirie beliebt ist, folgenden kleinen Auszug aus der ungleich grösseren und recht interessanten Darlegung der beiderseitigen Standpunkte mitzutheilen; wäre es auch nur um darzuthun, wie wesenlos, vollends heut, ein derartiger Streit erscheinen muss zwischen studirten Aerzten:

> Igitur ii, qui rationalem medicinam profitentur, haec necessaria esse proponunt: abditarum et morbos continentium causarum notitiam; deinde evidentium; post haec etiam naturalium actionum; novissime partium interiorum . . .

. . . und bei Besprechung dieses letzten Punktes theit Celsus mit, dass Herophilus und Erasistratus zuerst Vivisectionen — und zwar an Verbrechern — gemacht hätten.*)

> Contra ii, qui se *ἐμπειρικούς* ab experientia nominant, evidentes quidem causas, ut necessarias, amplectuntur; obscurarum vero causarum et naturalium actionum quaestionem ideo supervacuam esse contendunt, quoniam non comprehensibilis natura sit. Non posse vero comprehendi, patere ex eorum qui de his disputarunt discordia, quum de ista re neque inter sapientiae professores neque inter ipsos medicos conveniat. Cur enim potius aliquis Hippo-

---

*) . . . longeque optime fecisse Herophilum et Erasistratum, qui nocentes homines, a regibus ex carcere acceptos, vivos inciderint considerarintque etiamnum spiritu remanente, ea, quae natura ante clausisset etc.

proclamirt hat; dazu würde nur eine Exemplificirung auf medikamentöse Stoffe berechtigt haben. Zudem würde man ja dadurch auch gewaltig gegen die Geschichte selbst verstossen; denn der praktische Arzt Hippokrates erinnert z. B. in seinen Aphorismen, welche bezüglich ihrer medizinisch-praktischen Rathschläge nur einer unmittelbaren Bewirkungstheorie Gehör geben, gewiss nicht an den ruhigen Beobachter, welcher den in Rede stehenden Erfahrungssatz aussprach. Verzichten wir also auch durchaus darauf, den obigen Satz mit Haut und Haaren ergreifen zu wollen als einen Beweis, dass schon Hippokrates die heutige Homöopathie vorgeahnt habe, so glauben wir uns doch berechtigt, nicht nur ihm (welchen Galenos als den grössten Philosophen und Arzt zugleich in Anspruch nimmt) als inconsequenten Beobachter und Denker, — sondern vielmehr noch seinen Freunden und Schülern durch zwei Jahrtausende das zum Vorwurfe machen zu sollen, dass sie es so absolut unterliessen, diesen uralten Erfahrungssatz darauf zu prüfen, innerhalb welcher Grenzen er denn eigentlich gelten müsse, bz. von welcher Erfahrungsgrenze ab er etwa ungültig werde? Wer diese bedenkliche Lücke, welche der grosse Hippokrates seinen sämmtlichen Jüngern hinterlassen, nicht zuvor befriedigend auszufüllen weiss aus dem uns inzwischen erwachsenen, ungeheueren Erfahrungsgebiete, der sollte mindestens sich bescheiden, ein unparteiischer Zuschauer in dem heutigen Kampfe zwischen Allopathie und Homöopathie zu bleiben, unter allen Umständen aber die jeder wahren Wissenschaftlichkeit Hohn sprechenden und vollkommen ungebührlichen Invectiven laut verurtheilen, mit denen diejenigen Feinde der Homöopathie, welche sich ihrer so verschwenderisch bedienen, doch nur gegen sich selbst aussagen, wie unendlich fern sie dem Kernpunkt der Frage geblieben sind, welche seit jeher die Beobachter und Denker unter den Aerzten in Anspruch genommen hat und auch lediglich von solchen einer allgemein befriedigenden Lösung allmählich entgegengeführt zu werden vermag.

Natürlich konnte die Betrachtung des dem menschlichen Körper Nothwendigen nicht bei den Allgemeinbegriffen: „Kalt, warm, feucht, trocken“ ewig stehen bleiben. Allmählich erkannte man, dass derartige Begriffe, auf den menschlichen Körper angewendet, lediglich Verhältnissbegriffe sind, mit welchen man nur Theil-Resultate körperlicher Functionen bezeichnete, — theils

Functionen des gesunden, theils des kranken Organismus. Unter allen Functionen des Körpers war die Ernährung eine der wichtigsten, und dieser — in ihren Ansätzen, wie in ihren Ausscheidungen — widmet Galenos ein lebhaftes Interesse. Er weiss ganz genau, dass die Speisen in den Nahrungsbrei verwandelt werden und dass aus diesem sich Blut bildet; wir sahen bereits, dass er auch Arterien und Venen unterscheidet, der Wesentlichkeit nach keineswegs unrichtig, wenngleich er, der Chemie ja noch völlig unkundig, das Blut sich offenbar nur irgendwie gemischt mit atmosphärischer Luft denkt, etwa durch Juxtaposition. Er kennt aber doch anziehende und abstossende Kräfte; vermöge dieser erleiden die Nahrungsstoffe im Organismus eine „Alteration", eine Umwandlung, welche sie nunmehr auch der äusseren Form nach den einzelnen Körpergeweben ähnlich macht. (Assimilatio). Unrichtig freilich auch, doch minder grob als Albertus Magnus — (der in dem Tractate „de secretis mulierum" eine vierfache Art einer gewissen Umdestillation der Nahrungsstoffe im Organismus lehrt —) denkt Galenos sich auch den Keimungsprozess des Embryo; und gerade hier waltet ein magnetisches Similia similibus bei ihm vor, das wir in seiner Eigenthümlichkeit, jedoch zu einem vollkommenen Prinzipe ausgebildet, erst nach fast 1500 Jahren wieder aufleben sehen werden. Er sagt nämlich in seiner Streitschrift gegen den Erasistratos (de natural. facultat. lib. II. cp. 3):

Natura nullius materiae veterem formam servat.

Um den Embryo zu bilden, bedarf die Natur gerade einer bestimmten, weder zu grossen noch zu kleinen Menge mütterlichen Blutes, das sich mit dem männlichen Samen verbinde. Wie geht es nun zu — so fragt er den Erasistratos, — dass sich aus dem rothen Blute die weissen Knochen, Knorpeln, Adern, Nerven, das Fett, die Drüsen u. s. w. bilden können? Und ungleich feiner als Albertus Magnus beantwortet er diese Frage dahin: Das geschehe durch eine besondere, dem Samen innewohnende Kraft, welche derselbe aber keineswegs aus der Materie entnehme, sondern diese bildende und ordnende Kraft vielmehr nur an ihr erweise. Doch sollten wir uns hüten, dass wir dem Samen, der es vermöge, nur gerade soviel mütterliches Blut — nicht aber mehr oder weniger — an sich zu ziehen, als zur Bildung des Embryo erforderlich sei, nicht etwa thörichter Weise gar eine gewisse Vernunft oder Einsicht (z. B. etwa eine elective

Thätigkeit) zuschrieben; sondern gerade so, wie dem Magnetsteine eine Kraft beiwohne, vermöge deren er Eisentheile an sich zu ziehen vermöge, habe der Samen eine Kraft, Blut an sich zu ziehen. Galen lässt somit auch hier ein physikalisches Aehnlichkeitsprinzip ordnend und bildend eintreten, vermöge dessen der Samen das Blut schnell assimilire, (ταχεώς ἐξομοιώσει) und diese Anziehungsweise wiederhole er mehrmals je nach Bedürfniss. Und nun ruft unser Autor triumphirend aus:

> Atqui jam alteratrix inventa vis est, quae nec ipsa prodita Erasistrato est. . . . . Scilicet ea prima est seminis actio, ut convenientem (σύμμετρον) sibi sanguinem trahat.

§ 22. Aber auch das lernen wir aus den Beispielen der Alten, wie unendlich schwer es ist, die Blicke der Beobachtung von dem Banne zu befreien, mit welchem alteingewurzelte Theorien, seien sie auch noch so grundfalsch, uns blenden! Man rühmt — und wahrlich nicht mit Unrecht — die scharfe Beobachtungsgabe der Griechen und Römer. Aber der Vier-Elemententheorie zu Liebe behauptet Macrobius den nonsens, dass die Frauen, weil kälter ihrer Naturanlage nach als die Männer, auch ungleich mehr Frost zu ertragen im Stande seien, als diese, und Albertus Magnus — und mit ihm das ganze Mittelalter — wiederholt gegen alle tägliche Erfahrung diese abstruse Behauptung nicht allein, sondern sein Interpret lässt sich sogar zu der abgeschmackten Behauptung hinreissen: „der eisigste Mann sei immer noch ungleich wärmerer Natur als das feurigste Weib, welche mit ihm in gleichen äusseren Lebensbedingungen lebe."

Während somit — wie wir gesehen haben — die Aehnlichkeitsmaxime durchaus vorherrscht in der physiologischen Auffassung der Vorzeit, namentlich betreffs der Nutrition und Generation — natürlich auf Grund der Vierelemententheorie —, ist es lediglich diese letztere, welche in der Heilkunst der Alten präponderirt, soweit bei dem grob empirischen Charakter derselben in Hinsicht auf medikamentöse Behandlung bei ihnen von einem Prinzipe die Rede sein kann. So sagt Galenos (l. c. Vol. II, lib. II, S. 118):

> Ac primi quidem ac principes morbi sunt quatuor, qui calore, frigore, siccitate et humore inter se dissident.

Nun fragt es sich, welch' eine Theorie der Heilkunst konnte oder musste vielmehr mit absoluter Nothwendigkeit aus dieser

grundfalschen physiologisch-pathologischen Theorie entstehen? Natürlich keine andere als die folgende, welche er frisch und freudig und aus seiner physiologischen Theorie heraus sogar mit dem vollen Zwange logischer Nothwendigkeit verkündet (l. c. S. 127):

> Ego namque eum, qui supra modum calefactus est, ventrem refrigerandum esse aio, sicut eum, qui perfrigeratus est, calefaciendum; ad eundem modum et qui exsiccatus est, humectandum, qui praehumidus est, siccandum. Sed et conjunctim, si calidior una sicciorque justo sit redditus, caput esse sanationis, ut refrigeretur simul et humectetur; sin frigidior simul et humidior sit effectus, ut siccetur et excalescat; similique modo in aliis.

Denselben Standpunkt nimmt (z. B. in den Aphorismen) Hippokrates ein. Es ist dies diejenige Theorie der praktischen Heillehre, welche man seit den ältesten Zeiten her durch die Formel kennzeichnete: Contraria contrariis. Sie ist jedoch, wie nunmehr ersichtlich, für die Würdigung der Geschichte der antiken Medizin unverständlich ohne die ergänzende Formel: Similia similibus; diese für die Physiologie, jene für die Praxis der Alten, beide hervorgegangen aus, und gestützt auf die Vierelemententheorie; beide zu einander-gehörig, wie Parole und Feldgeschrei. Aus der Darstellung des Verähnlichungs-(Assimilations-)Prozesses ist ersichtlich, dass in ihm durch das Similia similibus auch alle diejenigen zwar schon beobachteten, aber in ihren Einzelhergängen den Alten unerklärbaren Erscheinungen mit begriffen wurden, welche wir heut in das Bild von der chemischen Wahlverwandschaft zusammenfassen. Dahin gehört auch die Erklärungsweise, welche Galen von der magnetischen Kraft entlehnt. Die Erklärungsarten haben gewechselt, die Thatsachen sind geblieben, sind aber in ihren letzten Gründen zum grössten Theil auch noch keineswegs klar gelegt für unsere heutige Zeit. Die Chemie war dem klassischen Alterthum ziemlich unbekannt; nicht minder freilich auch das, was wir heut unter Physik verstehen; dennoch lehnt sich ihre Erklärungsweise mehr einer physikalischen Auffassungsweise an, insofern sie — wenn auch natürlich nur obenhin und gänzlich rudimentär — für die Gesammtheit ihrer medizinischen Auffassungen nur die Qualitäten der Körper beachten. In demselben Grade jedoch, wie die Chemie sich zu einer selbstständigen

Wissenschaft entwickelte, überliess sie die Beachtung solcher Qualitäten der Körper vorzugsweise der Physik bez. der Arzneimittellehre, um ihr vorwiegendes Interesse der Erforschung der Modalitäten und der Quantitäten zuzuwenden, in welchen die Körper sich miteinander verbinden. Es erhellt daraus, dass somit die Chemie für die praktische Heilkunde an praktischem Werthe einbüsst in demselben Grade, als sie der Kenntnissnahme der einwirkenden Qualitäten, welche den medicamentösen Droguen in Bezug auf den menschlichen Organismus zukommen, der Natur der Sache nach ferner bleibt. Die Arzneimittellehre der Alten steht gleichfalls absolut unter der Herrschaft der Vierelemententheorie. Niemand fragt, wie eine Drogue an sich zum Organismus sich verhalte, sondern ob sie nach der Theorie des Warmen oder Kalten, des Trocknen oder Feuchten einwirke. Ich verweise dieserhalb auf Celsus, sowie auf Macrobius. Wie im Allgemeinen noch heut, so glaubte man auch damals, der feste Punkt, von welchem man ausgehen müsste, um eine Krankheit zu heilen, sei eben die Erkenntniss der inneren Begründung, also des Wesens der Krankheit. Diese Erkenntniss meinte man in der Vierelemententheorie gefunden zu haben. Nach der Erkenntniss des Wesens der Erkrankungen zu dem Zwecke, danach den Heilplan zu entwerfen, suchte man also seit jeher. Glauben heute gewisse Wortführer der physiologischen Schule, das Problem werde gelöst sein zu den Zeiten unserer Enkel, so übersehen sie, dass diese Lösung undenkbar ist, so lange wir uns noch des Wortes „Kräfte“ zu bedienen haben, statt der vollständigen Einsicht in die letzten Gründe aller körperlichen Umwandlungen. Dies Problem ist die Zahl π, an welcher nunmehr alle bereits dahingeschwundenen Jahrtausende rechneten, ohne ihre Rechnung abschliessen zu können.

Eins hoffe ich inzwischen aber historisch erwiesen zu haben, nämlich, dass ohne Verständniss des Similia similibus der Alten deren Heilmaxime: „Contraria Contrariis“ unverstanden beiben muss; und ebenso, dass das „Contraria Contrariis“, als Allgemeinaxiom für den Heilungsplan, heut nur noch für Denjenigen eine logische Rechtfertigung haben kann, welcher in der Ausnutzung der Physiologie für die ärztliche Praxis auf dem Standpunkte Galen's und seines Lehrers Hippokrates stehen blieb.

Zweiter Theil.

Erster Abschnitt.

I. Das Zeitalter des Paracelsus.

§ 13. Die Verfolgung unseres Themas führt uns nunmehr auf einen Gelehrten, der die herbe Parteilichkeit seiner Zeitgenossen wie der Geschichte bitterer erfahren hat, als kaum irgend ein anderer Mann von gleichartiger, reformirender Bedeutsamkeit; das ist Paracelsus. Auch die Griechen, wie die Römer waren musterhaft undankbar gegen ihre genialsten Männer; allein jene doch nur gegen die lebenden. Den Todten zollten sie reichlich den Tribut der Ehre und Dankbarkeit. Paracelsus hingegen ward verlacht, verhöhnt und an seinem guten Namen gekreuzigt — je länger nach seinem Tode um so schlimmer — von der ganzen Schaar der Epigonen. Alle diese lärmenden Schreier standen auf den Schultern des todten Riesen — und wussten es nicht! Es war dieser Mann nicht ein Reformator der Chemie; diese erweiterte er nur in erheblichem Grade; dahingegen war er ein Reformator der Heilkunst, und das hat ihm Niemand schlimmer gedankt, als die Aerzte bis in unsere Zeiten hinein; ich erinnere nur beispielsweise an K. Sprengel und dessen Geschichte der Medizin. Dahingegen haben erst die Chemiker den Paracelsus wieder zu Ehren gebracht, und auch diese nur zögernd. Selbst ein Mann wie Kopp misshandelte den alten Kunstgenossen noch unbarmherzig in seiner Geschichte der Chemie. Inzwischen las er dessen Schriften selbst, um ihn als Alchymisten kennen zu lernen, und da ward Kopp ihm wenigstens in seiner bedeutenden Schrift: Beiträge zur Geschichte der Chemie, Braunschweig, Vieweg und Sohn 1869—1875, als Chemiker gerecht.

Wer absolut keinen Buchstaben von den Schriften dieses Märtyrers seiner Standesgenossen gelesen hat, kennt doch wenigstens

ein paar seiner Prahlereien oder jener urgesunden, humorvollen Grobheitsproben, mit denen er ihm zugefügten Unglimpf überbietend heimzahlte; nun meinen solche Leute, er habe alle seine Collegen, auch die achtungswertheren, welche er ganz im Gegentheile achtungsvoll behandelte, in gleicher Weise regalirt, und man ist ausser sich über die gelegentliche Derbheit seiner Sprache, als wäre gerade diese nicht schlechterdings die Cursivmünze gewesen, in welcher man in den Streitschriften jener Zeit sich auseinander zu setzen pflegte. Wer z. B. die lieblichen Bilder kennt, in denen sich Luther gegen seinen theologischen Gegner, König Heinrich VIII. von England, erging, der wird doch umsonst bei Paracelsus nach Gleichwerthigem suchen. Was man dem Letzteren als stupende Monstrositäten in einigen Anekdoten so unvergesslich nachtragen zu sollen vermeint, das dürfte den Wenigen kaum auffällig erscheinen, welche einen Blick werfen auch in die sonstigen naturwissenschaftlichen Schriften seiner Zeit, wie seiner Vorzeit. Aber wenn irgend Einer, so steht grade unser Philipp von Hohenheim, genannt Paracelsus mit Leib, und Leben im Rahmen und Wesen seines Jahrhunderts, das er an medizinischer Einsicht doch so weitaus überragte und dem er ebenso als Chemiker, wie als Philosoph zur Zierde gereichte. Wer ihn in letzterer Hinsicht sich nicht zu denken vermag, der wird ihn z. B. bei keinem Geringeren, als bei Heinrich Ritter im 5. Theile der Geschichte der christlichen Philosophie eingehend und speziell in dieser Beziehung gewürdigt finden. Aber die Weltgeschichte, von Menschenhand geschrieben, ist vielfach ungerecht; den Albertus Magnus kränzt sie mit dem Ruhme tiefer, alles ergründender Wissenschaftlichkeit. Doch wer hinwiederum dessen Schriften de herbis, de lapidibus u. s. w. gelesen hat, der wird eingestehen müssen, dass es kaum eine läppischere Lectüre geben kann. Und dennoch galt derselbe Albertus Magnus zu Paracelsus Zeiten und noch ein Jahrhundert darüber hinaus für eine kaum antastbare Autorität in naturwissenschaftlichen Dingen. Die scholastischen Mönchsgelehrten — Albertus Magnus dereinst an ihrer Spitze — hatten den Aristoteles und neben diesem den Galenos als Vorbilder in naturwissenschaftlichen Dingen angepriesen. Allein statt diesen Vorbildern in getreulicher Erforschung der unmittelbaren Natur nachzustreben, hatte religiöser Einfluss — bei den Arabern wie bei den Christen — z. B. das Studium der Anatomie streng verpönt, dafür aber jedweden Ausspruch obiger beider Autoritäten als infallibel

hinzustellen gewusst, und somit auch ein naturwissenschaftliches Dogmengebäude erschaffen, dessen bleierner Druck auch hier jedweden Fortschritt länger als ein Jahrtausend gelähmt hatte. Paracelsus stand an der Spitze Derjenigen, welche auch diesen Götzendienst stürzten, und — wiewohl im Uebrigen ein guter Katholik — eiferte er gleichwohl gegen mancherlei priesterliche Ungebühr. Um nun zu verstehen, wie mächtig und unerbittlich der Hass war, welchen Paracelsus auf seine Person nicht allein (— er starb bekanntlich höchstwahrscheinlich durch Meuchelmord, als er endlich in Salzburg ein ruhiges Asyl gefunden zu haben hoffte —) sondern auch auf sein Andenken heraufbeschwor wegen seiner wuchtigen Angriffe auf die Aristoteliker oder Peripatetiker seiner Zeit, müssen wir diese letztere so, wie sie war, nicht wie man sie so oft heut fälschlich sich denkt, flüchtig skizziren.

In mancherlei Büchern, welche die Naturwissenschaften jener Zeit und deren Vertreter lieber und bequemer nach den gangbarsten Conversationslexiken, als originaliter nach unmittelbarer Lectüre der damaligen Schriften betrachten zu dürfen vermeinen, findet man neben einer mageren Aufzählung der Arbeiten, oder der hervorragendsten Lebensereignisse dieser unserer geistigen Vorväter bis zum Ueberdruss die Phrase wiederholt: „Allein N. N. war doch allzusehr dem Mysticismus ergeben.“ Dieser Zusatz ist nicht minder lichtvoll, als wenn man Biographien von Pythagoras, Zeno, Platon, Aristoteles mit dem Bemerken verbrämen wollte, dass diese Männer Heiden und keine Christen gewesen seien. Unter „Mysticismus“ soll nämlich in diesem Falle verstanden werden, dass N. N. der Astrologie, der Kabala und der Alchymie zugethan gewesen sei. Sachunkundige Leser verfallen daraufhin nun in den ganz sonderbaren Irrthum, als hätte gerade hierin der sogenannte „Mysticismus“ jener alten Naturkundigen bestanden; als hätte es damals irgend einen Naturkundigen gegeben, der frei gewesen wäre von diesen damaligen Zeitanschauungen; als hätte z. B. ein Gelehrter, wie Keppler, nicht ebenso gut für Geld und gute Worte sein Horoskop gestellt, wie jeder sonstige obskure Astrolog. Das eben ist ein fundamentaler Irrthum! „Mystiker“ nannten jene alten Gelehrten sich selbst, um damit anzudeuten, dass sie in religiöser Hinsicht vom Kirchenglauben insofern abwichen, dass sie die Bibel nicht wortgetreu, sondern allein sinngemäss bz. allegorisch aufzufassen gewillt seien. Auf ihre naturwissenschaftlche Ansichten aber ist das Wort „Mystik“ belanglos und

völlig irrelevant. Ihre naturwissenschaftliche Denk- und Sprachweise ist bis ungefähr auf Newton's Zeit eine völlig uniforme, nur dass nicht Alle zugleich der Kabala ergeben, sondern Manche streng rechtgläubig waren. Diese allein sind dann eben Nicht-Mystiker. Und das ging in Bezug auf Alchymie folgendermassen zu: In dem alten Wunderlande Egypten, der unbestrittenen Wiege menschlicher Cultur, hatten metallurgische Arbeiten zuerst auf die Beobachtung geführt, dass z. B. das Kupfer sich weiss färben liess, ähnlich dem Silber, andere Metalle sich gelb, ähnlich dem Golde, sowie dass man solche Metalle spröder oder weicher darstellen könne, und anfänglich glaubte man auch offenbar, z. B. an solchergestalt weissgefärbtem Kupfer wirkliches Silber gewonnen zu haben. Diese Wahrnehmungen führten auf das Streben, Gold künstlich darzustellen, — wann zuerst, ist ungewiss; bekannt aber ist, dass bereits Diocletian, nachdem er einen Aufstand in Egypten bekämpft, dort alle Schriften aufsuchen und verbrennen liess, welche von der wundervollen Kunst handelten, Gold und Silber zu machen. (S. Rotteck, 9. Aufl. Th. III., S. 170). Der älteste, uns erhaltene Papyros, diesen Theil der Alchymie behandelnd, rührt nach Kopp l. c. etwa vom Jahre 200 nach Christo her. Es ist mir unmöglich, hier näher einzugehen auf dieses hochinteressante Thema. In neuerer Zeit hat demselben Prof. Kopp in seinem oben citirten Werke speziellere und wohlgerechtfertigte Untersuchungen gewidmet. Die Alchymie vererbte sich von den Griechen auf die Araber und von diesen — namentlich seit Raimundus Lullus — auf Europa. Die Kirche stellte sich zur Alchymie bald freundlich, bald feindselig; ebenso die weltlichen Gewalten. Zu Paracelsus Zeit war der praktische Versuch, Gold zu erzeugen, schon vielfach discreditirt, dahingegen bereits ein schätzbares, chemisches Wissen und Können angesammelt. An die theoretische Möglichkeit künstlicher Golderzeugung hingegen glaubte man noch allgemein, so z. B. auch Luther; an sie auch Paracelsus, der sich praktisch übrigens nicht damit beschäftigt zu haben scheint, und nach ihm ebenso die Paracelsisten, wie deren erbittertste Feinde, z. B. Libavius, nicht minder. (S. dessen Schrift: Wohlmeinendes Bedenken von der Fama und Confession der Brüderschaft des Rosen-Kreutzes etc. Frankfurt, Kopff S. 100.)

§ 25. Gleichfalls aus Egypten erhob sich — noch vor dem Neuplatonismus — die Kabala, ursprünglich aus China und dem fernsten Osten stammend. Beider Anfänge zeigen sich vollkommen deutlich be-

reits bei dem gelehrten Juden Philon von Alexandria, dem grossen Kenner des Platon. Dieser Philon namentlich ist es, der durch seine geistvolle Behandlung des Platonischen Logos absichts- und ahnungslos uns Christen jenen grossen Universalkopfschmerz bereitete, an dessen Nachwehen noch verschiedene Jahrhunderte zu leiden haben werden. Auch die Kabala wurde auf demselben Wege, wie die Alchymie, in Europa bekannt, und in Deutschland namentlich durch den gelehrten Reuchlin gepflegt und verbreitet. Oberflächlich, wie über die Alchymie, pflegt man heut über die Kabala zu sprechen. Ursprünglich eine aus mannigfachen Traditionen entstandene orientalische Geheimlehre philosophischer Kosmogonie, verdankt sie ihre astrologischen Zusätze vorerst schon babylonischer und chaldäischer Sternkunde; späterhin aber den Arabern. Wie jedoch Israeliten, Araber und Christen gemeinsame Anknüpfungen im alten Testament fanden, so ward die Kabala für alle drei Nationen ein gewissermassen neutrales Gebiet, welches die Gelehrten derselben um so lieber aufsuchten, je strenger kirchlich-dogmatische Schranken um jede dieser Nationalitäten emporwuchsen. Jede derselben trug nun in die Kabala ihre philosophirenden Religionsideen hinein, ihre Theosophie. Namentlich die deutschen Kabalisten gestalteten dieselbe streng auf biblischer Grundlage. Aber indem sie behaupteten, „dass die Bibelworte nur Schale seien, ihr Kern dahingegen nur Eingeweihten verständlich," bildeten sie sich namentlich aus dem 1. Kapitel des 1. Buches Mosis eine ganz eigenartige Weltanschauung, in welcher nunmehr der Gottesbegriff in 10 verschiedene Emanationen zerlegt ward, entsprechend den verschiedenen hebräischen Bezeichnungen für israelitische göttliche Verehrungswesen. (S. C. Radenhausen: Die Bibel wider den Glauben S. 1—50). Aus der Kabala entnahm selbst die ausschweifende Phantastik der ältesten Kirchenväter ihre Bezugsquellen; so die bekannte Engelabundanz des Origenes, wie die finsteren Phantasiegestaltungen Tertullians. Hier fanden ältere Ideen, wie Platon's und Philon's Logos, sammt dem neuplatonischen Demiurgos, beide auf Christus, als den Mitattron bezogen, welcher in der Kabala fast identisch ist mit dem griechischen Logos in der Form der anima mundi, ihre Unterkunft. Jede Gottesemanation wird durch einen Erzengel übertragen theils auf das Firmament (namentlich den Thierkreis mit seinen Gestirnen) theils auf die damals bekannten 7 Planeten, und von dort aus durch Schaaren untergeordneter Engel weiterverbreitet über die Luft, die Erde und die Menschen. Stoff genug,

dem krassesten Aberglauben den beliebigen Raum zu geben für die berüchtigten Beschwörungen durch Engelnamen, wodurch die Kabala so immens herabgesetzt wurde, — zugleich aber auch ein Raum, herrliche edle und freiere Gedanken gefahrlos bilden und aussprechen zu können, den Gottesgedanken philosophisch zu klären aus jener Zerfahrenheit, und an ihm und in ihm die menschliche Seele emporzuranken. Hier finden sich die Ideen der Monadenlehre (s. Fludd, Philos. Moysaic. Goudae 1638, fol. 28) welche angeblich Leibnitz, „eigenthümlich" gewesen sein soll. Hier findet sich bereits ein biblischer, streng logischer Beweis für den Pantheismus, der obenein schon gedruckt wurde, als Spinoza grade ein Jahr alt war. Die orthodoxe Theologie wird mir Dank wissen, wenn ich ihr den Fundort verrathe, nämlich in Fluddi Clavis Philosophiae, Francofurti 1633, pag. 15. Hier finden sich geistvolle Definitionen über die Natur des Menschen. Der Kabala gab und entnahm eben Jedweder so viel, als er individuell zu geben und zu nehmen vermochte. Die Kabala nicht zu kennen, wäre zur Zeit Hohenheims für einen Gelehrten ebenso undenkbar gewesen, wie für einen heutigen Philosophen, Kant's Schriften unberücksichtigt zu lassen. Aber so verschiedenartig wie heutige Theologen über Kant, ebenso verschiedenartig dachte der damalige Clerus über die Kabala. Ein grosser Theil jener alten Schriftsteller indessen — und dies gilt namentlich auch für Paracelsus — erscheint oft vollkommen unverständlich oder thöricht für heutige Leser, welche gar nichts von der Kabala, nichts vom Baume Sephiroth mehr kennen. Wer sich für das Thema interessirt, den verweise ich auf Fludd's Philosophia Moysaica, Goudae 1638.

§ 26. Gegenüber den heut herrschenden, aber sehr unzutreffenden Ansichten über das vieldeutige Thema der Kabala kann ich nur sagen, dass die Art des Ausbaus, welchen dieselbe seit Reuchlin's Zeit von den namhafteren deutschen Gelehrten des spätesten Mittelalters erfuhr, mir als ein Ringen erscheint, über Gott und sein Verhältniss zur Natur und zum Menschen in specifisch christlicher Weise zu philosophiren, dabei aber in gleichzeitiger Emanzipation von dem Banne, welche die mit Aristotelischer Auffassung durchsetzte dogmatische Kirchenlehre dem freien Denken, auch über das Wesen und Weben der Natur seit Jahrhunderten aufgezwungen hatte. Dieses Philosophiren durfte und wollte also auch hinwiederum nicht die Grenze überschreiten, welche durch Bibelaussprüche, sei es des alten oder neuen Testaments, noch

vollständig sich decken und schützen liess; das hätte die schrankenlose Verehrung des Autoritätsglaubens gewehrt, welche das ganze Mittelalter charakterisirt und das Ergreifen eigener Initiativen ebenso unbeliebt als gefahrvoll erscheinen liess. Und da hinwiederum die Bibel erwachsen war lediglich aus den Anschauungen semitischer Völker, welche mit den von altersher überererbten Volksempfindungen der arischen Völkerfamilie, namentlich aber des deutschen Volkes in überaus wesentlichen Grundzügen — besonders religiöser Art — aus heidnischer Vorzeit her grell disharmonirte, so verursacht uns Modernen das ernste und tiefsittliche, aber ziemlich trostlose Ringen und Streben unserer mittelalterlichen Denker, — jene ursemitischen Gefühls- und Vorstellungsweisen von den Eigenschaften des höchsten Verehrungswesens verschmelzen und einigen zu wollen mit den niemals ganz erstickten und verschollenen Regungen arischen Empfindens —, einen so peinlichen, so unbefriedigenden und dennoch sympathischen Eindruck. Es war eben ein unserer tiefsten Theilnahme würdiger Geisteskampf, der die Erwerbung der höchsten Freiheit langsam, schwer und unter mancherlei schnörkelvollen Umwegen vorbereitete, deren wir heut uns wie einer Selbstverständlichkeit erfreuen. Daher auch kommt es, dass es schwer halten würde, irgend einen, auf dem Boden der traumhaft sich erschliessenden Naturwissenschaften gefeierten Namen aus dem deutschen Mittelalter zu finden, welcher der Kabala fern gestanden hätte; selbst Förderer der Naturwissenschaften, welche dem klerikalen Stande angehörten, entfernten sich oft genug von den Scholastikern, um in den weiten Gefilden der Kabala zu träumen, zu grübeln oder aber zu denken, je nach ihrer individuellen Natur und Begabung.*)

---

*) Anm.: Wie überreichen Raum namentlich die jüdische Kabala Engeln und Geistern (Wüstengeistern alter Sagenzeiten) darbot, ist bereits erwähnt; auch ohnedies zur Genüge bekannt, wäre es auch nur aus der Erinnerung an die schamlosen Ausbeutungen, welche fanatische Schwärmerei und gewinnsüchtige Industrie aus dem blödesten Aberglauben zu ziehen wussten. Hier möchte ich demjenigen Leser aber, der diesem Thema vollständig fern steht, nur eine flüchtige Einsicht bieten, für welche lichte, freie und schöne Gedanken man in der Kabala Raum und Gelegenheit fand. Vergessen wir jedoch nur nie, dass es eben die Grundlage der Gesammtbibel sein musste, von welcher die Kabalisten ihre Spekulationen begannen, so werden wir erstaunen, zu gewahren, dass selbst dem Teufel, der von der Bibel schlechterdings unabtrennbar ist und bleibt, der Existenzraum entzogen zu werden begann bei dem freien

§ 27. Auch die vielgeschmähte Astrologie, über welche wir hier zur Kennzeichnung der Geistesatmosphäre, in welcher Paracelsus erwuchs, ein paar Worte sagen müssen, ist ihrer innersten Basis nach durchaus nicht so lächerlich-widerwärtig, wie der Nachruf behauptete an ihrer Leiche. Wie die Anschauungen der ältesten Culturvölker, der Egypter, Babylonier, Chaldäer und Perser, theilweise mit hinübertraten in die Kabala, deren Uranfänge sich in nebelgraue Vorzeit verliert, so ward in dieser auch der beobachtenden Astronomie eine reichliche Zuthat derjenigen Vorstellungen zugefügt, welche jene urältesten Begründer der heutigen Astronomie nicht nur an die Bewegung, sondern auch an den Zweck und das Wesen der Himmelsgestirne knüpften. Beides übernahmen die Griechen — Platon ist wahrlich nicht leer ausgegangen bezüglich astrologischer Ideen — so gut wie die Israeliten, und später die Araber und endlich das gesammte Mittelalter aller Nationen Europas; es war ein wesentlicher Theil der Kabala. Inmitten des reinsten, stofflosen, ewigen Lichtmeeres lebte die Gotteinheit. Allmählig zunehmend an Stoff- und abnehmend an Lichtgehalt kreisen die verschiedenen Sternenwelten, und je nach den Intervallen ihrer Entfernungen von einander,

---

Denken, um der Gottesidee immer einheitlicheren Gehalt geben zu können. Hierfür folgende Beläge:

> Deus est circulus intellectualis, cuius centrum est omne, quod est, circumferentia vero extra omnia. (Herm. Trismeg.)
>
> Nam eius voluntas et eius noluntas sunt tantum unum in eo, qui est simplex identitas. (Fludd, Phil. Moysaic. fol. 71.)
>
> Anima mundi est res incorporea, omni decore adornata, sanctae trinitati assimilata, aeternae gloriae adaequata, vel: Est spiritus intellectualis, semper vivens, semper in motu, et secundum sui operis officium variis nuncupatur nominibus: dicitur Vita dum vegetat, Spiritus dum contemplatur, Sensus dum sentit, Animus dum sapit, Mens dum intelligit, Ratio dum discernit, Memoria dum recordatur, dum vult Voluntas. At ista omnia non sunt nisi una essentia, sed proprietate diversa. Unio igitur spiritus mundani cum mente divina constituit animam, ita ut anima includit mentem et spiritum, quorum illa est increata, hic creatus, quasi internum et externum unius alteritatis seu compositionis angelicae. (Corn. Agrippa lib. III, cp. 37.)

Eine Probe so geistvoller Definitionen wollte ich meinen Lesern doch nicht vorenthalten, um ihnen eine Anschauung dessen zu ermöglichen, dass die Kabala keineswegs, wie der leere Dünkel gänzlich Ununterrichteter zu behaupten pflegt, nichts als eine Ablagerungsstätte „mystischen Unsinns“ sei. Noch weiter aber mich einzulassen auf dieses Thema, macht der Plan dieser Arbeit mir unmöglich.

sowie nach der Schnelligkeit ihrer Eigenbewegungen, erklingt ihr Kreisen in jener wunderbaren Harmonie, welche man das göttliche Diapason nannte, die ewig schöne, überirdische Octave aller irdischen Musik. Aus dem unerkennbaren, göttlichen Urquell der Schöpfungskraft war in jenen Sternensphären Alles vorausgedacht und vorgebildet, was irgendwie auf Erden körperlich in seiner Weise lebte und gedieh, litt und fühlte. Das Weltenall, erschaffen und durchtränkt von den Ausstrahlungen der göttlichen Urkraft, war der Makrokosmos; dessen treues Miniaturgebilde der Mensch als Mikrokosmos, „sein Geist ein Funke vom ewigen Urlichte", seine Erde ein kleines Spiegelbild jener höchsten Welt. Auf dieser Erde konnte Nichts geschehen — weder im Grössten noch im Kleinsten — was nicht in jener lichten Sternenwelt, dem Makrokosmos, seinen Grund wie seinen Zweck hatte. Von dort her kam der Wille des höchsten Wesens durch den Einfluss bestimmter, die Erde dominirender Gestirne — so namentlich der 7 alten Planeten — auf die unmittelbar abhängige Erde und auf den Menschen, den Mikrokosmos, herab. Die verschiedene Constellation jener Gestirne war die Flammenschrift Gottes; höher Begnadigte (ich erinnere an die Gnadenwahl des heiligen Augustinus) konnten sie mehr oder minder vollkommen deuten. Und der arme Mensch, vertrauend auf diese höchste Begnadigung, versuchte es, jene Schrift zu lesen und eitler Menschenwitz schuf eine Kunst daraus, die Astrologie, und strebte empor, Gott und seinen geheimen Willen voraus zu wissen und zu deuten — um jämmerlich zu irren! Mit der Entdeckung mehrerer Planeten erlosch die Astrologie plötzlich in sich selbst.

§ 28. Mit der Magie kann ich mich kürzer fassen. Die Magie des Mittelalters steht allerdings gewöhnlich als Inbegriff aller Geheimwissenschaft: also der Astrologie, Alchemie und der Kabala; allein in späterer Zeit findet sich dies Wort auch in einem engeren Sinne gebraucht, und dann begreift es einen Theil dessen in sich, was wir heut Physik, und einen Theil dessen, was wir heut Mechanik nennen; beide verbunden durch die Mathematik. Was sie Neues erschuf — oft an ziemlich harmlosen Kunstwerken — konnte mit Hülfe der gottgegebenen (weissen) Magie dargestellt sein, dann musste ein Analogon aus der Bibel dafür beigebracht werden. Gelang dies nicht, so war es mit Hülfe des Teufels erdacht und geschaffen, also mit Hülfe der Kakomagie oder der schwarzen Magie — und die Scholastiker waren mit

dem Scheiterhaufen zur Hand. Kirchendogma und Aristoteles boten den Scholastikern die Rüstung. Platon (zumeist aber nur der Neuplatonismus) und die allmählich immer kühner auftretende directe Naturforschung wappnete die Gegenpartei. Im Streitfall entschied der Wortlaut der heiligen Schrift und dessen mehr oder minder geschickte Deutung. Auf diesen Tummelplatz hinaus trat Paracelsus. Er war eben so wenig hervorragend als Kabalist, wie als Astrologe oder Magier. Er war Alchymist, allein ohne den Stein der Weisen finden zu wollen. In seinen Schriften aber braucht er die Sprache aller dieser damaligen Disciplinen. Das macht seine Sprache oft so überaus undeutlich für den heutigen Leser. Die Hauptsache aber war, er drang ungestüm auf directe Erforschung der Natur und war ein Gegner von Aristoteles und Galen, deren allmächtiger Einfluss die Naturbeobachtung hemmte. Galen aber war bis dahin das Orakel der Aerzte, wie Aristoteles das der mittelalterlichen Naturwissenschaft und wegen seines Organon der Grundpfeiler der damaligen Logik. Diese Logik war die Hauptwaffe der Scholastiker (Peripatetiker), letztere aber dienten als die Schutz- und Trutzgarde der kirchlichen Dogmatik. Somit galt allmählich „aristotelisch“ und „scholastisch“ für identisch mit kirchlich; daher ein Angriff gegen Aristoteles und Galen nahezu für antikirchlich; das machte den nun entbrennenden Streit so bitter, so einschneidend, so gehässig.

Zweiter Abschnitt.

II. Paracelsische Lehren.

§ 29. Ein weiterer erheblicher Grund, welcher das Verständniss des Paracelsus für denjenigen recht sehr erschwert, der sich mit den mittelalterlichen Ansichten und Verhältnissen noch zu wenig vertraut gemacht hat, ist die gehaltliche Ungleichheit seiner Schriften, namentlich deren zahlreiche Widersprüche, sowie eine Wiederholungssucht, welche fast an die stete Wiederkehr gewisser Homerischer Verse erinnert. Dergleichen Fatalitäten erträgt man meines Erachtens leichter, wenn man ihren Grund kennt. Eine der litterarischen Todsünden nämlich, in welcher bekanntlich gerade

die christliche Kirche seit ihren ersten Constituirungsversuchen unverzeihlich exzellirt hat, und welche die biblische wie die profane Litteratur seit der Blüthe des Mönchslebens zu einem unsäglich bösen Thema für die philologische Interpretation gemacht hat, ist das sündhafte Interpoliren der Texte — und zwar gerade das absichtliche. Es hat längerer Zeit bedurft, als man gewöhnlich meint, bis die stets höhere Entfaltung der Buchdruckerkunst diesem litterarischen Piratenthume endlich ein definitives Ende gemacht hat. Wie wir noch heut unsagbar zu leiden haben unter den Nachwehen dieses letzteren, weiss die ganze gebildete Welt. Weniger allgemein bekannt aber ist, dass zu und nach der Zeit des Paracelsus noch dieselbe Ungebühr hoch im Schwange war und zwar mit einer durchaus perfiden Variante. Es blühte nämlich damals die für unsere eitlere Gegenwart gänzliche fremde Liebhaberei der anonymen Schriftstellerei, und es existiren aus jener Zeit nicht wenige — und darunter äusserst wesentliche — Tractate, deren Verfasser unbekannt geblieben sind. Das möchte sich verschmerzen lassen; kann man doch schliesslich keinen ehrlichen Autor zum Bekenntniss der litterarischen Vaterschaft gewaltsam zwingen! Allein dieser Hang zur Anonymität zog die Infamie gross, dass viele Bücherschreiber ihre opuscula von sehr zweifelhaftem Werthe irgend einem gefeierten Namen unterschoben, und dies nicht allein, wenn sie in dessen Sinne schrieben, sondern auch in der hämischen Absicht, ihn auf diese Weise seiner Eigenart völlig widersprechende Dinge sagen zu lassen, — überhaupt aber Auslassungen, welche er vielleicht nimmer gesagt hätte und jedenfalls positiv nie gesagt hatte. So nennen z. B. die Paracelsisten schon 50—60 Jahre nach dem Tode ihres Meisters laut und häufig neben verschiedenen Anderen, namentlich den Carolstadius (einen Sohn des aus der Reformationszeit her bekannten Karlstadt) als den Verfasser verschiedener Schriften, welche er dem Paracelsus untergeschoben habe. Nicht minder erschwert jede Frage um ganze oder theilweise Echtheit der Paracelsischen Schriften der zweifellose Umstand, dass dieselben erst nach seinem Tode zum Druck gelangten; also erst zu einer Zeit, nachdem die Manuscripte in den Händen sehr verschiedener Leute sich längere Zeit befunden hatten. Aus dem Allen wird ersichtlich sein, woher es kommt, dass die Urtheile über Paracelsus' Schriften so schwankend und widerspruchsvoll ausfallen konnten. Endlich und letztens aber wagte es dieser echt deutsche Mann schon da-

mals zum Entsetzen seiner Zeitgenossen, deutsch schreiben zu wollen. Ob er seiner Sache damit genützt oder vielmehr bitter geschadet habe für jene und lange Folgezeiten — darüber zu judiciren ist hier nicht der Ort; genug, er that es, — er schrieb deutsch, und nicht selten sogar ein fast lyrisch schwungvolles; allein sein Deutsch liest sich für uns Epigonen oft fatal schlecht, mitunter kaum viel besser als Fritz Reuters Mecklenburgisch für Hochdeutsche; indessen daran gewöhnt man sich am Leichtesten und Schnellsten. Die anderen berührten Dinge erschweren ein unbefangenes und richtiges Verständniss ungleich schlimmer.*)

§ 30. Ich habe freilich eine etwas weite Abschweifung von meiner Aufgabe bis hierher machen müssen, — allein ich that dies absichtlich, zu einem ganz bestimmten Zwecke, — und kann daher den geehrten Leser nicht einmal um Verzeihung bitten. Denn — kaum glaublich, aber wahr! ich möchte allen Ernstes meine werthen Collegen bitten, diesem schwer verläumdeten, literarisch fast verschollenen Manne, Philipp von Hohenheim, einige directe Aufmerksamkeit, wenn irgend möglich, zu widmen, dessen fest überzeugt, dass sie mir alsdann Recht geben, wenn ich behaupte, es giebt so lange keine wirklich organische Geschichte der Medizin neuerer Zeit, als diese nicht — und zwar für alle wirklich bedeutenden Abzweigungen unserer heutigen ärztlichen Schulen — auf Paracelsus gebaut und von ihm, als der Allen gemeinsamen Wurzel, abgeleitet werde. Ich vergesse dabei keineswegs, was wir anderen, etwas späteren Forschern zu danken haben, z. B. Sanctorius und seiner statischen Schule; alleiu Sanctorius, wie bedeutend auch als Physiologe seiner Zeit, kann für seine statische Schule doch im Geringsten nicht

---

*) Sollten Collegen sich veranlasst finden, dem Paracelsus direkt einige Zeit widmen zu wollen, so möchte ich dieselben namentlich auf die deutsche Folio-Ausgabe desselben aufmerksam machen: „Strassburg, in verlegung Lazari Zetzners Seeligen Erben, anno domini MDCXVI“. Diese Ausgabe hat den sehr grossen Werth, dass sie an vielen Orten die Bemerkung macht, es sei der Text nach Hohenheims eigener Handschrift gedruckt; an anderen, dass Blätter fehlten und der Zusammenhang nach anderen Handschriften entnommen sei. Mit Befriedigung wird der Leser dann sehr häufig wahrnehmen, dass viele gerade der anrüchigsten Stellen z. B. in den „Magischen und Astrologischen Büchern“ von ganz zweifelhafter Autorschaft abstammen. Der Leser wird dies bald genug auch selbst an dem matteren Style empfinden, welche der frischen, lebhaften Darstellungsweise Hohenheims ebenso wenig, als seiner Sachauffassung entspricht.

jenen weitumfassenden Blick beanspruchen, wie er uns an Paracelsus zur Bewunderung reizen muss. Möchte ich aber den Paracelsus anerkannt wissen als den universellen Quell, aus dem unsere hervorragendsten heutigen Systeme flossen, nämlich das Rademacher'sche, das der Allopathie und endlich das Homöopathische, so habe ich selbstverständlich dies für das Rademacher'sche nicht erst nachzuweisen. Dieser Mühe hat dessen Stifter in seiner edlen und seltenen Wahrheitsliebe von vornherein Jedweden überhoben.

§ 31. In ganz demselben Masse gilt nämlich Paracelsus der neuesten Zeit auch als der Stammvater unserer heutigen Allopathie, was indessen nur von ihrer chemiatrischen Richtung, weniger von ihrer theoretischen Neugestaltung und am allerwenigsten von ihrer modernsten praktischen Tendenz verstanden werden kann. Jedenfalls haben wir hier aber zu constatiren, dass verschiedene neuere Autoren von wissenschaftlichem Range ihn laut als solchen proklamiren. So geht z. B. Thamhayn so weit, seinen Collegen aus der sogenannten physiologischen Schule den verschollenen Namen der Jatrochemiker wieder beizulegen. Damit erklärt er aber laut und öffentlich, dass sie den Paracelsus zu ihrem Stammvater wählen, folglich also nicht mehr den Hippokrates und Galenos mit ihren auf die vier Elemente luftig aufgebauten Theoremen. Waren es doch auch gerade die Galeniker und Arabisten, welchen Paracelsus mit so bitter getadelter Heftigkeit seinen fundamentalen Absagebrief zuschleuderte! Freilich möchte Thamhayn, der sonst bemüht ist, auch dem Paracelsus Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, nicht den letzteren, sondern befremdlicher Weise den um mehr als hundert Jahre späteren François de la Boë (— bekannter unter dem Namen Sylvius —) zum Begründer des chemiatrischen Systems kreiren. Das wäre ziemlich zutreffend, falls Thamhayn hiermit den Anfang vom Ende, d. h. vom Verfall der Jatrochemiker, zu bezeichnen gedachte. Beabsichtigte er dies jedoch nicht, wie es offenbar den Anschein hat, so hätte einem nur einigermassen mit Paracelsus' Schriften originaliter bekannt gewordenen Autor dieser Irrthum wohl nicht unterlaufen sollen! Wie kläglich materiell und engbegrenzt nehmen sich die chemiastrischen Raisonnements des Sylvius aus gegen die weitausgreifenden und umfassenden Gedankenconstructionen des Parscelsus. Freilich hat inzwischen die Zeit auch des Letzteren originellen und nicht uninteressanten metaphysischen, bz. kosmogonischen Bau zerbröckelt; dieser hat für uns nur noch historischen

Werth. Allein eben deshalb sollen wir auch der Geschichte — und somit der Wahrheit und Gerechtigkeit — treu zu bleiben suchen, und nicht die Copie — obenein eine relativ so schwache — vor das bahnbrechende Original setzen wollen. Den Beweis hierfür an diesem Orte beizubringen, erspare ich mir des Raumes wegen. Um so mehr aber bitte ich, das was Thamhayn über die chemischen Chimären des de la Boë giebt, vergleichen zu wollen mit dem, was ein Unparteiischer über Paracelsus aussagt, und zwar H. Ritter (s. dessen Geschichte der christlichen Philosophie, Theil 5, Seite 537 u. ff.).

§ 32. Die, wie ich glaube, erhebliche Wichtigkeit für die Sache der Homöopathie, nämlich zu erweisen, dass auch die Anhänger der physiologischen Schule von ganz demselben Stammvater, wie die Homöopathie, ihre chemisch-praktische Entwickelung neuerdings ableiten, wird es rechtfertigen, wenn ich auch einen zweiten Zeugen dafür heranziehe, welcher noch in unbezweifeltem Ansehen bei seiner Schule als Autor steht, nämlich den Professor Dr. Hermann Lebert. Dieser stellt vollends den Paracelsus als „Begründer der neuen Therapie" auf und sagt von ihm (s. dessen Handbuch der Allg. Pathologie und Therapie, S. 771): „Durch Th. B. Paracelsus von Hohenheim haben wir zu lernen angefangen, wie verschiedene in der Arzneikunde verwerthbare Substanzen, besonders mineralische, darzustellen und anzuwenden seien und wie namentlich die therapeutische Indication der arzneilichen Anwendung vorhergehen müsse" (!!) und ferner: „für immer wird sein Name über das ganze Dunkel des Mittelalters als der des Begründers der modernen Therapie hervorleuchten" (!!). Neben diesem ausgiebigen Lob, das ja Paracelsus in der That auch reichlich verdient, lesen wir aber, er sei „ein roher und verwilderter Mensch" gewesen, und mit demselben Athem, in dem Lebert ihm nachrühmt „er habe den Autoritätsglauben in der Medizin gestürzt, rüstig und entschlossen angefangen, Medizin, Chemie und Therapie auf dem Boden der Beobachtung und Forschung „„als neue Wissenschaften"" aufzubauen" hat dieser selbige Referent die Naivetät, hinzuzufügen: „und so sehen wir Paracelsus in den Irrthum verfallen, die Krankheiten nach den Arzneien einzutheilen, welche sich „„„bei ihrer Behandlung als wirksam bewährt haben sollen"""". Hielte ich Lebert für einen der beiläufigeren und unbedeutenderen Schrift-

steller im Gebiete der physiologischen Schule, so würde ich von diesen Auslassungen — gleichwie von manchen anderen — gar keine Notiz genommen haben. Allein Lebert war zu seinen Lebzeiten ein hervorragender, klinischer Lehrer und sein hier citirtes Werk steht heut noch in Ansehen im Kreise seiner Schule. Und gerade deshalb, weil dies Buch ein in vielen sonstigen Beziehungen vortreffliches, von eigenem Können und Wissen zeugendes ist und aus diesem Grunde also noch heut viele jüngere und ältere Praktiker, denen nicht die Zeit oder die Vorliebe gegeben ist, auch nach diesen Richtungen selbständig forschen zu können, dies Werk für ein auch hier autoritatives ansehen, halte ich es für unumgänglich geboten, an dem Lebert'schen Buche einmal nachzuweisen, wie schnöde solch ein Vertrauen getäuscht zu werden pflegt. Der hohle Dünkel, überall mit eigener Belesenheit und dem Anscheine eigener Prüfungen prunken zu wollen, ist es, welcher zu der jetzt epidemisch gewordenen Scheu führt vor dem Wörtchen; „Das weiss ich nicht!" — Als wäre es überhaupt noch für irgend einen Menschen möglich, in dem ungeheuren Gebiete der Medizin Alles wissen zu können. Dieselbe Scheu führt ferner zu der unmännlichen und unwissenschaftlichen Gewohnheitssünde, auch über die wesentlichsten Fragen vom blossen Hörensagen abzuurtheilen; bei vielen Autoren aber dahin, ohne Angaben der Quellen Urteile und Angaben so unmotivirter Art zu propagiren, welche dann auf reinen Autoritätsglauben hin allmählich Allgemeingut werden, — Orakelsprüche ex cathedra ohne jedwede gewissenhafte Prüfung, nichts desto weniger aber für baare Münze ausgegeben und angenommen. Lebert ist bekannt als einer der erbittertsten Gegner Hahnemanns und der Homöopathie. Hätte er sich indessen nur eine geringe, aber selbstständige Anschauung zu eigen gemacht vom Wesen der Homöpathie, sowie von Paracelsus und seinem System, und vornehmlich von des Letzteren „therapeutischen Indikationen", so hätte er sich jedenfalls das ärgerliche Dementi erspart, die letzteren so ausbündig zu loben und gleichzeitig die erstere in den Abgrund zu verdammen, wie l. c. S. 782—786 geschieht.

Woher weiss denn Lebert, dass Paracelsus „ein roher, verwilderter Mensch" gewesen sei? Hätte er von Paracelsus echten Schriften nur eine oder die andere gelesen, so müsste ihm nicht allein die schwungvolle würdige Sprache, sondern mehr noch

der überall vorleuchtende, sittlich-ernste, ja! religiöse Grundzug seines Characters eine Warnung gewesen sein, einem so thörichten Geschwätz blindlings Glauben zu schenken, wie es die Feinde Hohenheim's späterhin verbreitet. Und hätte er sich vollends die Mühe genommen, bei Rademacher sich über den Character des Paracelsus zu instruiren, so hätte er sich sicherlich seines Ausspruchs zu schämen Grund gefunden. Mindestens würde er das Eine gelernt haben, dass man — wenn je über einen der Geschichte angehörigen Mann, — so sicherlich über Paracelsus abzusprechen doppelter Vorsicht und strengster Prüfung aller Umstände bedarf.

Ueber „therapeutische Indikationen" kann man ja freilich, wie ich in dem einleitenden Vorwort dargelegt habe, ziemlich verschiedenartig denken und demgemäss auch einen verschiedenartigen Standpunkt einnehmen gegen die verschiedenartigen Methoden, „therapeutische Indikationen" aufzustellen. Kennen aber muss man diese Methoden doch wenigstens, bevor man, wie Lebert, in einem „Handbuche der Medicin" öffentlich über sie sich zu Gericht setzt, und dass dieses „Kennen" ihm vollständig fernliegt, davon hat Lebert in seinen Urtheilen über Paracelsus, wie über Rademacher und Hahnemann die blamantesten Beweise geliefert. Wenn Lebert davon ausgeht, dass man zuvor „das Wesen der Krankheiten" möglichst erkannt haben solle, bevor man „therapeutische Indikationen" aufstelle, so ist das eben sein Parteistandpunkt, gegen welchen ich einstweilen gar nichts weiter einwenden will; nur erinnern möchte ich, dass es gerade wiederum Lebert ist, der da ausspricht, dass wir hinsichtlich der Erkenntniss des „Wesens der Krankheiten" noch „im Dunkeln tappen". Hätte also Lebert über alle drei Männer einfach als Parteimann und deshalb, weil sie eben nach einer anderen Methode ihre „therapeutischen Indikationen" aufstellen, den Stab gebrochen, so wäre sein Urtheil als eine einseitige oratio pro domo einfach ausser Acht zu lassen. Aber Lebert zog als Professor vor, den Kritiker zu spielen; er beleuchtete die Methoden aller drei Männer und lieferte dabei den eklatanten Beweis, dass er gerade von den Punkten, worin und warum alle drei von der usuellen Methode abwichen, auch nicht eine Ahnung hat! Beherrscht von seinem Wahne, wie Hippokrates und Galenos ihn überlieferten, als müsse die Erkenntniss der Krankheiten (— welche sicherlich von allen Schulen anzustreben ist —) zugleich auch diejenige Wissenschaft sein, welche deren Heilmittel finden lehrt, ist es

ihm unmöglich zu begreifen, dass die Reform, welche Paracelsus anbahnte und der Rademacher und Hahnemann beitraten, gerade darin besteht, dass diese drei Männer durchaus keine Krankheitskategorien als solche, sondern überall nur individuell auftretende und verlaufende Krankheitsformen anerkennen, und demgemäss keine symptomatische, sondern nur eine essentielle Therapie anstreben, aufgebaut auf die Wirkungen der Arzneimittel, welche sie dahingegen für stets konstante halten, somit für die allein feste Basis ihrer Therapie, unter welche die stets wandelbaren nosologischen Formen zwecks der Heilfähigkeit Eingang suchen und finden. Kann sich denn ein gelehrter Professor schlimmer bloss stellen, als durch ein Urtheil wie dieses (l. c. S. 786): „von Diagnostik ist in dem Rademacher'schen Buche nicht die Rede; man weiss also gar nicht, gegen welche Krankheiten (!!) Rademacher seine so überaus gepriesenen Arzneien verordnet hat?“ — Denselben unglaublichen Mangel an Einsicht in das Wesen der Differenzen der Homöopathie von der Allopathie offenbart Lebert bei seiner Besprechung Hahnemanns. Auf diese einzugehen versage ich mir jedoch prinzipiell in dieser Arbeit. Aber über alle Massen sonderbar erscheint es nun vollends, wenn Lebert den Paracelsus als „grossen Reformator“ feiert (l. c. 771), wenn er selbst erzählt, dass derselbe die Werke des Galenisten Avicenna öffentlich in Basel verbrannte, den Autoritätsglauben in der Medizin stürzte, Medizin (Chemie) und Therapie (— von der Chemie wäre dies ohnehin unzutreffend —) auf dem Boden der Beobachtung und Forschung als „neue Wissenschaften“ aufbaute, — und nach allen diesen grossen Ansätzen gerade die wesentliche Reform des Paracelsus als einen „Irrthum“ kennzeichnet. Vor allen Dingen befindet sich allerdings Lebert selbst zunächst wieder im „Irrthum“, wenn er meint, Paracelsus habe „die Krankheiten“ nach den „Arzneien“ eingetheilt, welche sich „bei ihrer Behandlung als wirksam“ bewährt haben sollen!! Eine solche „Eintheilung“ würde man wohl vergebens bei Paracelsus suchen, welcher vielmehr gerade deshalb den Avicenna verbrannte und den Galenos so überaus gering achtete, weil er von solchen „Krankheiten“ (d. h. willkürlich aufgestellten Krankheitskategorien) absolut gar nichts wissen wollte, dahingegen den Arzneimitteln an sich ein für allemal konstante Kräfte zuerkannte, welche in jedweder Krankheitsform bei

richtiger Applikation stets auch konstant sich bewähren würden. Allein über sein System werden wir demnächst genaueres beibringen. Mochte Lebert dasselbe, wie es thatsächlich war, anerkennen oder tadeln, — für beides liessen sich ja Motive geltend machen von seinem Standpunkte aus als einer der Vorkämpfer der sogenannten physiologischen Schule. Hier aber sei nur auf die Ungeheuerlichkeit aufmerksam gemacht, dass Lebert dem Paracelsus die Krone zuspricht als einem „grossen Reformator“, während er dessen getreueste Schüler, Rademacher und Hahnemann, welche seine Reformen praktisch durchzuführen strebten in der praktischen Heilkunst, so abfällig als irgend möglich zu beurtheilen liebt. Worin bestand denn also Hohenheims „Reform“ in Lebert's Phantasie?!

Mögen die Leser aus diesem Beispiel lernen, wie verlässlich Lebert in seinem Urtheile über ihm fremde Systeme sich erweist. Eben so einseitig und auf offenbarer Unkenntniss der mittelalterlich-medizinischen Verhältnisse beruhend, ist das Urtheil Leberts, welches er an seine Behauptung anhängt, Paracelsus sei bei seiner aussergewöhnlichen Begabtheit ein roher und verwilderter Mensch gewesen, „und so finden sich denn auch in seinen Schriften und Entdeckungen, neben dem vielen Vortrefflichen, die sonderbarsten Beimischungen von Unverschämtheit und Geheimnissthuerei.“ — Also etwa wie Ursache und Wirkung? Was die Unverschämtheit anlangt, bezüglich deren Paracelsus bekanntlich bei allen Denjenigen, die ihn und seine Zeit so gut wie gar nicht kennen, als stereotypes Muster herzuhalten hat, so hätte Lebert Grund genug gehabt, vorerst einmal einen prüfenden Blick zu werfen auf sein eigenes Gebahren, sowie auf das seiner Zeit angehöriger Autoren bei Abgabe ihrer Urtheile über ihnen missliebige Männer und deren Systeme. Wenn er dabei ferner noch erwogen hätte, wie diese modernen Autoren sich gegen die Objekte ihrer, obenein meistentheils nur subjektiven Antipathie, in den heut modernen Schmähwendungen ergehen, ohne vorher persönliche Reizungen und Kränkungen der gehässigsten Art erduldet zu haben, so würde er angesichts der plumpen Ausfälle, deren Zielscheibe fast unablässig Paracelsus seitens der Mitglieder der damals herrschenden Schulmediziner war (— ich erinnere hier einzig an den ihm mit so allgemeinem Beifall gewidmeten Schimpfnamen Cacophrastos —) wohl nachsichtiger für die Redewaffen sich gestimmt fühlen, welche Paracelsus dem allerdings in

dieser Beziehung vortrefflich reich gefüllten Köcher seines Zeitalters und dessen Redemoden entnahm. Bezüglich der „Geheimthuerei" befindet sich indessen Lebert grade bei Paracelsus, wenn er denselben als ärztlichen Reformator anspricht, abermals in einem recht gründlichen Irrthum. Im 2. Theile der Paracelsischen Schriften, Strassburger Ausgabe S. 678, findet sich z. B. die „Epistel Theophrasti an einen ehrsamen Rath der Stadt Basel", in welcher Paracelsus den Rath um Schutz bittet gegen die offenen und heimlichen Intriguen etlicher Doctores der Medicin (sowie der Apotheker) zu Basel. In dieser Epistel schreibt er auch folgende Stelle: „und nemlich, dieweil ich in E. G. Collegia gelesen, und noch teglich zu thun willig und bereit were, vnderstond sie mich daran zuvorhindern, vermeynend auch etlich, ich das zuthun (ohn vorwissen und bewilligung jhren) nicht gewalt noch macht habe: lassen sich auch vermerken, das mein lesen und offenbarung meiner Kunst vnd der Artzney, nie in gebrauch gewesen, also jederman zu vnderrichten: Zubesorgen, es möchte jhnen hienach an ihrer Nahrung vnd leibsvnderhaltung grossen nachtheil und abbruch bringen u. s. w. Das ist aber zutreffend, dass Hohenheim seine Erfahrungen und thatsächlichen Geheimnisse, die ihm im Gebiete der Heilkunst zu Gebote standen im Gegensatze zur Neuzeit, welche hier leider! nichts Eigenes mehr zu verheimlichen hat das irgend der Rede werth wäre, allerdings seinen entschiedenen Feinden und Neidern, den damaligen Galenikern, nicht „als Muss in's Maul schmieren mochte, als den Kindlein", wie er sich ausdrückt.

Hiernach möge man denn ermessen, wie weit auch dieser Vorwurf der „Geheimnisskrämerei" bei dem Arzte Paracelsus zutreffend ist!

Uebrigens hatten freilich die Jatrochemiker, deren Mitglied (— nicht etwa Stifter —) Paracelsus war, mancherlei Geheimnisse, welche sie den Ihrigen nur mündlich mitzutheilen pflegten; daher war es damals Sitte, viel zu reisen unter den Kunstgenossen. Auch scheinen sie in ihren Schriften eine eigenthümliche Bezeichnungsweise gehabt zu haben, wie etwa heut die Chemiker für chemische Präparate, wodurch sie ihren Widersachern, den Galenikern, unverständlich zu bleiben beabsichtigten. Welches Recht hatten aber ihre Feinde, sich darüber zu beklagen, dass sie ihnen ihre Kunstgeheimnisse nicht ohne

weiteres mittheilen mochten? Oder kann der Nichtchemiker etwa heut ein chemisches Werk ohne Weiteres lesen?

Endlich will ich hier auch gleich noch einen überaus einseitigen Vorwurf berühren, der ganz gewohnheitsgemäss an Hohenheims Adresse gerichtet wird, ohne gerade bei ihm hinzupassen, das ist die mittelalterliche Ansicht über die Wahl der Arzneimittel nach den sogenannten Signaturen. Was Hohenheim aus diesen Signaturen gestaltete für sein System, wird Gegenstand späterer Erörterung sein. Grundfalsch aber ist die Ansicht, in welcher man sich heut zu gefallen pflegt, als seien die Galeniker irgendwie frei gewesen grade von demjenigen Signaturenaberglauben, den man so vollkommen zu Unrecht Paracelsus vorzugsweise zuschreiben möchte. So findet man z. B. bei dessen älterem Zeitgenossen Zimara, einem bekannten Aristoteliker und Professor zu Padua, wo er 1532 starb, in seinem wiederholt aufgelegten und damals höchst angesehenen Buche: Antrum magico-medicum die ganze pars secunda (— beiläufig volle hundert Seiten —) angefüllt mit einer „Signatura plantarum et animalium humana membra similitudine repraesentantium“. Ich habe freilich nur die 2. Ausgabe bisher finden können, welche der Buchhändler Friedrich Weise zu Frankfurt 1625 durch einen ungenannten Herausgeber anfertigen liess. Dieser Herausgeber hat nun allerdings Citate aus Paracelsischen Schriften eingemischt und nach damaliger Sitte natürlich so, dass unerkennbar bleibt, was der Autor und was sein Herausgeber sagt. Allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, dass in dieses aus acht Abschnitten bestehende Buch der ganze zweite Abschnitt hätte eingeschmuggelt werden sollen, so sieht jeder Kenner des Paracelsus auf den ersten Blick, dass gerade von den völlig neuen und bahnbrechenden Gedanken, welche Hohenheim seinen Signaturen unterlegte, in diesem 2. Abschnitte des Zimara'schen Werks noch keine Spur anzutreffen ist. Die Person des Herausgebers bleibt indessen grade in dieser Hinsicht auch um so entschiedener ganz irrelevant, als Zimara sich als Enthusiast für Averrhoes in diesem Buche überall documentirt. Schon als solcher ist er jener Art von Astrologie, wie sie mit den bekannten läppischen Signaturen verbunden wurde und ja sonst auch bei den überaus zahlreichen Arabisten unter den Galenikern auf Schritt und Tritt sich vorfindet, selbstverständlich zugethan. Andrerseits aber kamen jene bedeutenden Ideen, welche Hohenheim unter dem Bilde der Signaturen ausströmte, viel zu

früh für jene Zeit; sie überdauerten zunächst ihren Schöpfer kaum, wenigstens hat meines Wissens keiner seiner Schüler, am Wenigsten vollends Osw. Crollius (den K. Sprengel unbegreiflicherweise für den besten Interpreten seines Meisters ausgiebt, während besagter Crollius vielmehr ein kläglicher Simpel ist) dieselben weiter verbreitet. Allein grade angesichts jenes Signaturenkrams, wie z. B. Zimara ihn wiedergiebt, verlohnt es sich der Mühe, die Auslegungen des Paracelsus zu diesem Titel zu lesen; dann erst vermag man das ungeheuere Ansehen zu würdigen, welches das so weit überlegene Genie Hohenheims bei seinen Schülern sich errang, ebenso wie den bissigen Hass, mit dem seine Feinde ihn beehrten. Auf ersteres Thema komme ich später zurück.

So hätte ich denn zunächst in kurzen Zügen dargestellt, dass und in welcher Weise die moderne allopathische Heilmethode den Paracelsus als ihren therapeutischen Vater und Reformator anerkennt. Von der Rademacherschen Schule versteht sich dies von selbst. Betrachten wir nunmehr, wie es in derselben Hinsicht um die Homöopathie beschaffen ist.

§ 33. Lebert, welcher sonst überall in dem ruhigen sachlichen Tone eines hochgebildeten Mannes, und selbst von dem „einfachen Bauer Priessnitz“ fast mit einem gewissen Wohlwollen spricht, geräth regelmässig in aufwallenden Ingrimm, wenn er von Hahnemann oder der Homöopathie spricht, und blinder Partheihass tritt unverhohlen sofort an die Stelle sachlichen Verständnisses und Urtheils. So sagt er, wie ich seiner Zeit zu meiner Ueberraschung las (l. c. S. 784): Das Similia similibus sei gar nicht einmal ein Hahnemann angehöriger Satz, sondern ein Paracelsischer. Aus welchem Garten mag Lebert diese Frucht gebrochen haben? Der Beweis für diese Behauptung ist meines Wissens bisher noch nicht erbracht, sonst hätte ich mir diese Arbeit ersparen können; dass Lebert selbst indessen kein Kenner des Paracelsus war, haben wir bereits dargelegt.*)

---

*) Anm.: Auch hierüber bin ich längst nach Beendigung dieser Arbeit aufgeklärt worden. Im Jahre 1831 liess nämlich Prof. Dr. Carl Heinr. Schultz: „Die homöopathische Medizin des Theophrast. Paracelsus“ bei Hirschwald in Berlin erscheinen, welches Buch denselben Zweck verfolgt, wie diese Arbeit. Dass Lebert dasselbe schwerlich selbst gelesen hat, beweisen seine wesenlosen Ausfälle über die Homöopathie. Denn das genannte Werk ist fast das einzige mir bekannte, das sich einer gerechteren Würdigung der Homöopathie thatsächlich befleissigt. Dass ich aber mit den § 95—131 in der Hauptsache nicht übereinstimmen kann, bewirkt, dass ich meine Arbeit aufrecht erhalten und die Schultz'sche Ansicht ganz anders begründen möchte.

Dahingegen läugnet Rademacher — offenbar einer der gründlichsten Paracelsuskenner der Neuzeit — dass Paracelsus das Similia similibus irgendwie zu seinem Axiom gemacht habe in homöopathischem Sinne; und wahrlich, wer etwa mit Lebert glauben wollte, dass man bei Paracelsus, der obenein deutsch schrieb, das Similia similibus mit besonderer Leichtigkeit und vollends in jener systematischen Ausgeprägtheit vorfände, wie späterhin bei Hahnemann, der würde sich getäuscht sehen. Dazu bedarf es eingehender Lectüre und Vergleichung aller seiner medizinischen Abhandlungen. Dann aber lässt sich zur Evidenz beweisen — und das ist nunmehr meine Absicht — dass nicht mehr als sämmtliche Grundgedanken, auf welchen Hahnemann sein System aufbaute, sich bereits bei Paracelsus auffinden lassen und zwar in häufigerer stark betonter Wiederkehr an ganz verschiedenen Orten. Zum Zwecke dieser Beweisführung kann ich wohl nicht unparteiischer handeln, als indem ich grade Rademacher, den Mann gegentheiliger Ansicht, sprechen lasse, denn er bringt — und obenein gut verdeutscht — einen vollkommen genügenden Vorrath Paracelsischer Citate, um mir, wenn ich dieselben richtig ordne, die Rechtfertigung meiner Behauptung zu ermöglichen. Zudem ist „Rademachers Erfahrungsheillehre" vielen Kollegen bequemer zur Hand, als Hohenheims Schriften, und daher meinen Lesern die Kontrole bequemer.

§ 34. Rademacher stellt nun von Seite 83 ab die Grundprinzipien der Paracelsischen Heillehre in folgenden fundamentalen Sätzen auf, welche wir ebenso fundamental bei Hahnemann wiederfinden:

I. Rademacher behauptet: Krankheit sei etwas Unsichtbares, und die äusseren Erscheinungen, die Zufälle (— oder Symptome —) geben uns keine Erkenntniss des Unsichtbaren.*)

Dazu Paracelsus: „So wenig ein Wind oder eine Luft mag gegriffen oder gesehen werden, so wenig auch die Krankheit (Paragran. alt. Tract. II.)

---

*) Dagegen sagt Galen in dem Buche: „Quod optimus medicus idem et sit philosophus" Folgendes (nach Erasmus Uebersetzung):

> Qui igitur sobrietatis amator est, nec minus veritatis amans, hic verus medicus comperitur. Huic autem cum naturali etiam ars rationalis discenda exercendaque est: quo sciat, quot in universum sint morbi et quo pacto cuiusque sumenda sit curationis ratio.

„Ihr möget Euch wohl ergründen, dass Ihr alle die Recepte habt für die Febres gar wohl ausgestrichen. Aber wie gut Ihr die habt, so missräth Euch Euer Handel so schwer, dass Ihr selbst erschrecket darob. So Ihr betrachtet den Grund derselben, so findet Ihr, dass Ihr selbst den Grund nicht verstehet. Ihr achtet ein anderes, als Ihr achten solltet. Ihr theilet aus die Geschlechte der Fieber von 70 Theil, und betrachtet nicht, dass ihrer fünfmal 70 sind. (Paramir. de V. Entib. morb. prolog. 5.)

Wer weiss die Zahl der Krankheiten? Nur der, der da weiss die Zahl der natürlichen Gewächse und natürlichen Arcanen. (Paragran. tract. II.) Allein die äusseren Dinge geben die Erkenntniss des Inneren, sonst mag kein inneres Ding erkannt werden. (ibid.)

Von dem, was unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und das Sichtbare soll ihm im Wissen stehen. Gleichwie einer, der kein Arzt ist, der erkennet die Krankheit und weiss, was sie ist, bei den Zeichen. Nun ist er aber darum kein Arzt. Der ist ein Arzt, der das Unsichtbare weiss, das keinen Namen hat, keine Materie hat und hat doch seine Wirkung. (ibid.)

Das, was die Excremente macht, was die Faeces im Leibe macht, die Du Humores heissest, dieselbe sind nicht die Krankheit. Das ist die Krankheit, die dasselbe macht, dass es also wird. Wer siehet dasselbe? Niemand. Wer greift es? Niemand. Wie kann denn ein Arzt in humoribus die Krankheit suchen und ihren Ursprung melden aus denselben, dieweil sie von der Krankheit werden geboren und nicht die Krankheit von ihnen? (ibid.)

Allein erkenne den Leib, so hast Du die Krankheit erkannt; denn da lauft der hinweg, der sie macht; bleibt nicht, und das, damit er es macht, nimmt er mit ihm; darum darfst Du es nicht suchen da. Das ist, wie ein Zimmermann, der nimmt Säge, Axt u. s. w. mit ihm hinweg, lässt allein das Haus stehen.“ (Paramir. Prolog. 1.)

§ 35. II. Das Unsichtbare, das Wesen der Krankheit, in dessen Erkenntniss das eigentliche Kunstwissen des Arztes besteht, kann nicht in dem Menschen selbst, sondern nur in der äusseren Natur erkannt werden.

Die moderne Mikrobenlehre wird diesen Paracelsischen Grundgedanken jedenfalls mit Enthusiasmus unterschreiben.

(Allegatur: Sydenham):

Opinari mihi subiit, constitutionis mutationem a secreta aliqua abditaque alteratione in terrae visceribus atmosphaeram omnem pervadente, vel a corporum coelestium influxu aliquo maxime pendere.

Dazu Paracelsus: „Es ist gewiss, dass von dem oberen Gestirn und dessen Gewalt dem Menschen das mehrtheils Siechthum und Krankheit zustehen und auf die Körper fallen, doch nicht so behend, dass man es empfindet oder von stundan inn wird, wie den Schlag oder von Schrecken die Fallsucht, sondern langsam sich sammelt ohne alle Empfindlichkeit, bis so lange sich der angesammelte Wust zusammensammelt . . . . Alsdann so empfindet der Mensch erst sein Gebrechen an Lähme der Glieder, an Unlust der Speise oder des Getränks, item: an Empfindung des Wehtags nach einer jeden Krankheit Art und Eigenschaft, durch lange Wirkung des Gestirns, mit Hilfe anderer Zufälle in uns durch die angezogene Luft präparirt und vorbereitet."*) (Archidox. lib. I.)

---

*) Anm.: Hierzu bemerkt Rademacher: „Uebrigens verbindet Hohenheim mit dem Worte Astrum oder Gestirn einen sehr ausgedehnten Begriff. Nach dem Gesammteindruck zu sprechen, der mir von der Lesung seiner medizinischen und philosophischen Schriften geblieben, bezeichnet er durch das Wort Astrum das Unsichtbare, Unwägbare und Unmessbare, was auf die lebenden Menschenleiber wirkt, auf welches unser Verstand, innerhalb der Ursachlichkeitsschranken gebannt, von den Beobachtungen zu schliessen gezwungen ist u. s. w." Mir sei gestattet hinzuzufügen, dass gerade hierher auch ein nicht unerheblicher Theil der Paracelsischen Astrologie gehört, wiewohl er — nach den kabalistischen Begriffen seiner Zeit — aus seiner Astrologie auch die geeignete Zeit für Darreichung von Arzneien erkennen zu sollen vermeint. Und Seite 101 schreibt Rademacher: „Wir haben schon gesehen, dass er (Paracelsus) nur Ein Leben in der Natur anerkennt. In dem ersten Traktat des Buches Paragranum, Kap. 7, bezeichnet er dieses Naturleben durch den Buchstaben M. Im 8. Kap. sagt er: Also sollt Ihr merken, dass die Gestirne nicht incliniren, allein vergiften durch ihren Dunst das M, durch welches wir dann vergiftet werden und geschwächt. Und also ist das Ens astrale Das, das unsern Leib ändert zum Guten oder Bösen durch einen solchen Weg." Welcher Mensch der ist, der also genaturet ist aus seinem natürlichen Blute demselben Dunste widerwärtig, derselbe wird krank; der aber nicht wider das naturet ist, dem schadet es nicht." — Und fernerhin sagt er: Aber also merket Euch, das dies M. alle Geschöpfe erhält im Himmel und Erde, und alle Elemente leben aus ihm und in ihm. (Paragran. Kap. 6.)

In allen Gestirnen und Influenzen des ganzen Himmels, soweit das Firmament begreift, liegt die Kraft des spiritus vitae und ist gleich einem vapori coelesti invisibili. (De virib. membr. lib. I.)

Seite 104 sagt Rademacher: An einem anderen Orte macht er (Paracelsus) sich über die Aerzte lustig, die auf die epidemische Constitution, („auf den Himmel") nicht achtend, die Krankheit nach ihrer Theorie behandeln und

„Befindet der Arzt in dem Menschen eine Krankheit; wer sie sei und wie, wird er aus der Statt, darin sie liegt, nicht erkennen, sondern er muss das ausserhalb erfahren und lernen. (Paragran. tract. I.)

Es ist von etlichen gesagt worden, wo der Philosoph aufhöre, da fange der Arzt an. Das in der Gestalt geschiehet: so der Philosophus majorem mundum wohl erkennet in Himmel und Erde und in allen ihren Generationibus, so hat er die Erkenntniss, zu verstehen minorem mundum. Der in solcher Philosophie und Lehre nicht ist, der mag Microcosmum nicht erkennen. Was er von der Natur des Menschen schreibt, ist nicht besser, denn so viel der Blinde von der Farbe redet; er wähnt es allein, es träumt ihm allein, er siehet Aureos montes in Hispania.“ (Labyrinth. medicor. Cap. 4.)

Hieran füge ich nur noch ein kurzes Citat zur besseren Instruktion für diejenigen, welche mit dem grossen Haufen noch immer der Ansicht sind, Paracelsus sei blindlings befangen gewesen im Glauben an jegliche astrologische Träumerei seiner Zeit. So sagt er z. B.: Es ist umsonst, dass die Astronomen den Himmel stellen auf seine (— nämlich Christi —) Geburt und ihn dadurch loben wollen, er sei im guten Gestirn geboren. Wie viel sind mehr Kinder auch geboren zur selbigen Zeit in seinem Lande und weiter, und wurden mehr Narren daraus, denn Witzige. Darum ist es eine Lapperei, die Dinge also zu erigiren. (De inventione artium. Tract. 3.)

Rademacher äussert sich über dieses Thema S. 100 . . . . „Hohenheims Astronomie war nichts weniger und nichts mehr, als dasjenige, was 100 Jahre später Sydenham: Constitutio epidemica nannte. Dass allgemeine aber unbekannte Ursachen eine gleichmässige Eigenthümlichkeit der Krankheiten bewirken und diese gleichmässige Eigenthümlichkeit von Zeit zu Zeit verändern, wusste Hohenheim so gut wie Sydenham; ja! seine Beobachtung

---

entweder keine Heilwirkung, oder wohl gar schädliche Wirkung von solchen Mitteln sehen, die nach ihrer Meinung gar treffliche offenbaren müssten. „Wo Du Das nicht kannst (die Astronomie), so ist all Dein Ding vergebens und ist nichts; darum so stehest du Arzt da, wie eine Güle und ein Narr. Wann es nicht hilft und ist nichts nutz, so verwunderst Du Dich wie ein Meerwunder und sprichst: Bei Gott! und da stehet es geschrieben, da und da hat's es geschan; es muss eine Plage sein von Gott, meine Kunst ist je gerecht. — Das macht, dass Du ein Narr bist, kennest der Natur Concordanz nicht (Paragrani alterior tract. II).

ist minder einseitig, als die des Sydenham, der sie fast einzig auf die akuten Fieber beziehet. Ich vermuthe, dass nächst der erkennbaren Grundfeste der geheimärztlichen Lehre die Beobachtung der epidemischen Constitution das grösste Geheimniss der scheidekünstigen Sekte gewesen sein müsse."

§ 36. Was aber war denn nun das vornehmste Geheimniss des Paracelsus, — was war jene „erkennbare Grundfeste der geheimärztlichen Lehre? Das ist das Thema, was die Leser ganz vorzugsweise interessiren wird. Rademacher formirt es im folgenden Hauptsatze:

III. Wir können von dem unsichtbaren Wesen der Krankheit nichts anderes erkennen, als sein Verhältniss zu der Heilwirkung der Arznei.

Hierzu bemerkt Rademacher (S. 85): „Die Heilwirkung der Arznei ist etwas sinnlich Erkennbares, also nichts Phantastisches; mithin ist auch der Begriff, den wir durch dieselbe vom Wesen der Krankheit bekommen, ein Wirklichkeitsbegriff, nicht ein Phanthasiebegriff. Auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete Hohenheim seine Heillehre, also auf einen wirklichen und erkennbaren Grund, indess seine Widersacher, die Galeniker, ihre Heillehre auf einen bloss phantastischen Grund, auf die vier Elemente, bauten."

Auch macht Rademacher an derselben Stelle die für den Arzt Paracelsus völlig zutreffende und instruktive Bemerkung:

„Die Kenntniss der Heilkräfte der Arzneimittel nennt Hohenheim „Philosophie" und eben diese sei eine seiner „Säulen der Heilkunst·"*)

---

*) Hierbei ist aber zu erinnern, dass man diese Art Philosophie des Arztes Paracelsus nicht etwa verwechseln dürfe mit den Ansichten des Philosophen Paracelsus. Als solcher legt er seinem (proprie sic dicendo) philosophischen Systeme nicht ärztliche, sondern vorwiegend kosmogonische Ideen zu Grunde. Als Philosoph im jetzigen Wortverstande ist Paracelsus noch nicht annähernd genügend gewürdigt. Seine kosmogonische Grundansicht ist ebenso originell, als leider nicht vollständig von ihm durchgeführt. Ich kann A. H. Ritter, der in seiner „Geschichte der Philosophie, Hamburg 1829—1853" Paracelsus einer eingehenderen Beachtung gewürdigt, nicht beistimmen, wenn derselbe glaubt, Hohenheims kosmogonische Grundprinzipien auf chemischer Grundlage finden zu sollen, wiewohl gewisse chemische Prinzipien nicht ausgeschlossen sind. Unter den Neueren behandelt das gleiche Thema Dr. Rudolf Stanelli, prakt. Arzt in Moskau, der freilich in der Durchführung der Consequenzen des Paracelsischen viel Eigenes hinzufügt, was ein streng geschulter Philosoph bemängeln

Bevor wir jedoch den obigen, völlig neuen und eigenartigen Kernpunkt der Lehre Hohenheims von ihm entwickeln lassen, welcher hochbedeutsam ist für uns einerseits, weil er hierdurch seiner bisher theoretischen Opposition gegen die Galeniker zugleich auch ein neues praktisches Grundgesetz unterstellte, und andererseits, weil grade dieses sein neues therapeutisches Axiom späterhin der Homöopathie von Hahnemann als Basis der dieser eigenthümlichen Arzneimittelwahl zugewiesen wurde, wollen wir erst in Kürze hören, wie Paracelsus seinen Bruch mit der Galenischen Schule motivirte. Er thut dies durch eine Kritik der ärztlicher Heilmethoden, sowie der ärztlichen Lehrbücher seiner Zeit (s. übrigens bezüglich der damals üblichen Curarten auch § 53. Anm.) und hiermit allein widerlegt er, der Vielgereiste, schlagend genug die weitere, ungereimte Behauptung seiner Feinde, dass er „kein Latein verstanden habe", weil er zu Basel in deutscher Sprache Vorlesungen hielt, als der Erste unter allen akademischen Lehrern Deutschlands. Avizenna nämlich und Galenos existirten damals bekanntlich nicht in deutschen Uebersetzungen. Er sagt nun also zur Sache:

„Ich habe mich wohl eben so stark und heftig auf ihre Lehre verlegt, als sie. Da ich aber sah, dass die Lehre nichts anderes als Töten, Sterben, Würgen, Erkrümmen, Erlahmen, Verderben macht und zuricht, und dass kein Grund nicht da war, so ward ich bezwungen der Wahrheit in andere Wege nachzugehen: darnach sagten sie, ich verstände den Avizenna nicht, Galen nicht, und ich wüsste nicht, was diese schrieben." Puragran. Tract. 3.

Ueber die medizinischen Lehrbücher äussert er sich:

„Sie führen eine Ordnung vom Haupt zu den Füssen und alle Krankheiten, die in der Arznei begriffen sind, die müssen alle daran, sie kennen es oder nicht. Beschämen sich auszulassen, dass sie nicht kennen. Sie streichen Farbe an, die Manchem sein Leib und Leben nimmt. Das ist also, dass ich der alten Scribenten Bücher mit Fleiss und Mühe durchlesen habe und getreulich ge-

dürfte in einzelnen Theilen, das aber meines Erachtens im ersten Drittel der Schrift, wo Stanelli das von Paracelsus wirklich Gebotene interpretirt, den Vorzug vor Ritthers Auffassung verdient und sich hier ungleich mehr auf physikalischer Grundlage hält. Dass übrigens in dieser seiner philosophisch-kosmogonischen Lehre auch der grosse Paracelsus keineswegs Original, sondern ein Höriger der damals so allgemein massgebenden Kabala war, ist meinem verehrten alten Freunde Stanelli völlig entgangen.

folgt, aber mit grossen Schanden abgezogen, wiewohl ich nicht allein, andere auch. Fragm. Fract. de cadus. matric.

Seine neue Heillehre aber entwickelt er folgendermassen:

„Was will mich der Mensch lehren in Dem, was nicht in ihm ist? Die Arznei liegt nicht in dem Menschen; und ob der Mensch etwas lehret den anderen, so muss es ihn die Natur gelehrt haben. Hat er es von der Natur, so lebt sie noch; also bleibt er ein Schüler neben mir und ich neben ihm.“ De caduc. matric. § VIII.

Nun, diesen Ausspruch wird wohl kein Verständiger „ruhmredig“ finden! Ueber die Arzneiwirkung (Philosophie) äussert er Folgendes:

„Wo anders ein Grund hergenommen wird ausserhalb der Philosophie, ist ein Betriegniss; denn unser Verstand, wie ihn die Hirnschale beschleusst, ist zu schwach, zu gebären einen Arzt. Denn also muss die Philosophie der Arznei geführt werden, dass auch die Augen den Verstand begreifen und dass sie den Ohren töne wie der Fall des Rheins, und das Getöse der Philosophie also hell in den Ohren liege, wie der sausende Wind aus dem Meere. (Paragran. Philos.)

Was ist Philosophia? Das ist sie, das zu erkennen, was der Erde Gewächs ist und des Wassers, deren Natur und Kraft zu wissen; hingegen ist auch der ein philosophus, der des Menschen Lauf weiss und ihn erfahren hat und ihn erkundet. (Fragm. med. ad paragran.)

Ob es gleichwohl so gar nicht ergründet mag werden, so ist es die Arznei, die da suchet und die Augen hat, inwendig zu finden dasjenige, so sie sucht.

Wir heben unsere Arznei bei der Heilung an und nicht bei den Ursachen, darum, dass uns die Heilung die Ursache anzeigt. (Paramir. prolog. I.)

Also soll nun der Mensch wissen und verstehen, so Gott ihm seinen natürlichen Arzt und seine natürliche Arznei nicht gegeben hätte und geschaffen, des äusseren Arztes halben bliebe nichts beim Leben.“ (Labyrinth. medicus. cap 7.)

IV. § 37. Die Heilwirkung der Arznei sah Hohenheim als etwas auf unwandelbare Naturgesetze gegründetes, für sicher an. (Radem. S. 56.)

„Das ist ein Arzt, der da weiss zu helfen und zu vertreiben die Krankheit mit Gewalt; denn wie die Axt an einen Baum gelegt wird und der fällt um, und das ist gewiss, also gewiss ist auch die Arznei in dem Kranken. Kann ich es nicht, so sage ich fröhlich, ich sei an dem Orte auch kein Arzt, als wohl als Ihr."

(Fragm. lib. colum. med. praefat.)

Wollte man ähnliche Aussprüche bei Paracelsus sammeln, was wahrlich eine äusserst geringe Mühe wäre, so würde das Geschwätz von der unglaublichen Prahlerei und dem Ueberlegenheitsdünkel Hohenheims ein baldiges Ende finden.

Ferner lesen wir:

„Es sind in einem corpus vielerlei Glieder, sind aber nur Ein Leib, der nur Ein Kraut ist, aber allerlei Tugenden in ihm. (Labyrinth. medicor. cap. 9.)

Darauf nur zu verstehen ist, dass das Elixir gebraucht wird, zu dem Leben, das ist zu dem Ende, wo das Leben liegt:

> quod est, ad spiritum vitae per universum corpus dispersum. Et custodit spiritum vitae in hac virtute, qua corpus vel cadaver mortuum a putrefactione custodiat. Quasi vulnus aut ulcus extrinsecus potest a putedine et malo custodiri: ita etiam extrinsecum corpus ab omni adversitate custodiri de posse est.

Darum so ordnen wir ein Elixir, dasselbe wirket in spiritu vitae gleichwie ein Ferment in einem Teige und wächst im Leibe, als wenn ein Baum in der Wurzel gefärbt wird, das ihm nimmer ausgeht."

(Archidox. lib. 8.)

Diese bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung von der stets constanten Verlässlichkeit der Heilmittelwirkungen, hat etwas, das uns ganz wunderbar anmuthet. Es klingt genau, als vermöge Paracelsus seine Ansicht bereits auf Arzneimittelprüfungen zu basiren, doch habe ich für diese Annahme keine Stütze zu finden vermocht in seinen Schriften, muss sie vielmehr als eine unhaltbare bezeichnen.

Von hier ab jedoch trennen sich Rademacher's und meine Wege. Rademacher nämlich behauptet, dass Paracelsus das Similia similibus im Sinne der Homöopathie keineswegs gebraucht habe, und dass das fernere Geheimniss seiner Lehre in dem Sinne zu deuten sei, wie er — Rademacher — es auffassen zu sollen

meinte, nämlich als eine Scheidung von Organ- und von Universalmitteln. Dass Rademacher seine Universalmittel nicht etwa in einem roh-empirischen Sinne darbot, sondern dass er diesen Begriff an sich sehr verständig entwickelte, sollte man eigentlich wohl keinem Arzte erst zu sagen brauchen. Allein auch der wärmste Anhänger Rademacher's wird nicht in Abrede zu stellen vermögen, dass Letzterer — abgesehen von seiner eigenen Angabe, nicht klar durchschauen zu können, wie viele Universalia Paracelsus etwa gekannt habe — den Beweis dafür, dass Paracelsus überhaupt Universalia in Rademacher's Sinne besass und anwendete, ebenso mangelhaft und indirect versucht (s. l. c. S. 92—94), wie er den Beweis, dass die Paracelsischen Heilmittel als Organmittel in spezifischer Weise gelten müssen, klar und mühelos erbracht hat. Durchaus nicht glücklicher in dieser Beziehung erwies sich Dr. Stanelli in seiner Schrift, welche den vielversprechenden Namen führt: „Die Cellulartherapie als Heilkunst des Paracelsus etc., Wien, C. Gerold's Sohn 1881", die mich indessen recht sehr enttäuschte, da sie der Hauptsache nach über den Standpunkt Rademacher's nicht hinausgreift und gerade den Beweis für eine „Cellular"-Therapie leider schuldig bleibt.

Nun ist aber Rademacher's Gedanke von Universalkrankheit und Universalmitteln auf Paracelsischem Gebiete um deswillen schlecht zu begründen, weil — so weit ich sehen konnte — derselbe gerade diese Auffassung nirgendwo ausspricht. Hier kommt eben Alles darauf an, wie man seinen Ausdruck „Spiritus vitae" sich deuten mag und kann. Ich beziehe denselben auf die freilich ebenso mystische Ausdrucksweise der „Lebenskraft" der neueren Autoren, also auf die Geheimnisse des Zellenlebens, und da Paracelsus diese nicht kannte, so auf die Urstätte der Blut- und Nervenvitalitäten. Fasst man nun den Begriff der körperlichen „Organe" nicht nur anatomisch-physiologisch, sondern, wozu Paracelsus selbst Anhalt genug bietet, im weitesten „organischen" Sinne, so dürfte gerade das obige, obenein damals völlig dunkele Gebiet hier mit einbezogen werden. Zudem wissen auch Rademacher und alle seine Nachfolger das Gebiet ihrer „Universalkrankheiten" praktisch nicht weiter und genauer abzugrenzen, als durch die Ausbreitungssphäre des Leidens; es seien zugleich viele Organe krankhaft ergriffen. Wie hinfällig diese Definition ist, leuchtet ein. Dass aber der sonst so überaus scharfsinnige Rademacher in dieser seiner Auffassung des Spiritus vitae, als

einer stereotypen Krankheitsdreieinigkeit, und in der des Wortes „Elixir“, als nur auf die drei „Universalmittel“ deutbar, ausnahmsweise einmal nicht das Richtige getroffen haben dürfte, scheint mir aus der Gesammtauffassung Hohenheims nachweisbar. Er kennt und statuirt nirgendwo und am wenigsten in seiner Astronomie stabile Krankheitsgruppen, demgemäss auch nirgendwo stabile Heilkörper. Darin eben unterscheidet er sich ja fundamental von den Galenikern! Mit der Rademacher'schen Annahme aber hätte er dies System völlig durchbrochen und noch dazu ganz unmotivirt. Denn warum sollte denn der „Spiritus vitae“ kosmisch nicht beeinflusst werden und demgemäss nicht auch anderer Heilmittel bedürfen, als eben für Zeit und Ewigkeit nur des Natr. nitr., des Kupfers und des Eisens?

Hier rechne ich es vielmehr Hahnemann als Verdienst an, den Paracelsischen Spiritus vitae in seiner Erkrankung nicht aus dem Gesammtsystem herausgerissen zu haben, sondern ihn — wenngleich vielleicht in das Psorische übersetzt — den Grundbedingungen aller sonstigen organischen Leiden gleichfalls unterworfen sein zu lassen.

Dass das aber vollkommen sachgemäss war, erweisen seine Prüfungen der drei sogenannten Universalmittel Rademacher's, indem gerade in diesen Prüfungsergebnissen eine Unterstützung der Rademacherschen Ansicht durchaus nicht zu Tage trat.

Dahingegen vertrete ich auf Grund eingehendster Vergleiche, von denen ich hier nur einen kleinen Theil bieten kann, um nicht allzu schleppend zu werden, die allerbestimmteste Ueberzeugung, dass keinenfalls Hahnemann, sondern gerade Paracelsus der Erste ist, der das Similia similibus in heutiger Geltung erkannte und aussprach. Anderenfalls wären vielmehr, — wie der sachverständige Leser ja ohnedies bereits erkannt haben und aus weiteren Belägen noch ersehen dürfte — viele seiner Sätze nahezu unverständlich, während sie in dieser Beleuchtung uns vertraut und durchsichtig anheimeln. Möglich freilich auch, dass Paracelsus nach beiden Seiten hin verstanden werden kann, was mir indessen nicht gelingen will. Auch diese Frage indessen wird alsbald lösbarer erscheinen durch folgende Betrachtung.

V. Hohenheim's Signaturen.

Dass Paracelsus von jeglichem Irrwahne seiner ganz absonderlich abergläubischen Zeit hätte frei sein sollen, wird kein Geschichts-

freund für denkbar halten. Auch dass er, bei seiner Neigung zu bald feinerer, bald ziemlich derber Neckerei, nicht wenige damalige Modewunderlichkeiten einflicht, ist bekannt. Wie er die letzteren indessen auffasst, ist überaus schwierig zu sagen; gehen doch mehrere seiner Traktate offenbar zu Unrecht unter seinem Namen. Allein auch bei den zweifellos echten Schriften ist schwer zu erkennen, was Paracelsus selbst oder seine Abschreiber und Interpreten sagten, und darum oft zweifelhaft, was von seinen Anführungen Paracelsus ernstlich geglaubt hat und was nicht. Namentlich auch dem klarsehenden Rademacher entging es keineswegs, dass Paracelsus offenbare Thorheiten, welche er am einen Orte mit grösster Ueberzeugungstreue vorzubringen scheint, am anderen schonungslos verurtheilt und verhöhnt. Bösartige Interpolationen, wie des Autors Neigung, gelegentlich seiner Polemik, zu mystificiren und zu spotten, erschweren eben sein Verständniss gleichermassen. Freilich spricht er — und zwar oft genug — von den Signaturen der Arzneikörper, an welche ja sein ganzes Zeitalter vielfach glaubte; sogar wiederholt von der Chiromantie der Pflanzen, und seine späteren Widersacher haben nicht ermangelt, daraus auf seinen Aberglauben zu schliessen. Aber Rademacher, über welchen derartige Gegner natürlich gleichfalls ebenso vornehm als verständnisslos aburtheilen, hätte hier überall eines Besseren belehren können, z. B. S. 82, wo er sich über hierhergehörige Auslassungen Hohenheims also ausspricht: „Dass das aber nur ein Aushängeschild ist und er selbst das dumme Zeug nicht glaubt, kann man unwidersprechlich aus seinen deutlichen Aeusserungen beweisen. So spricht er z. B. mehrmals von der Signatur der Pflanzen und von ihrer Chiromantie. Wenn er aber deutlich sagt (De signatura rerum natural. lib. 9): „„Ihr sollt wissen, dass alle Kräuter, wess Geschlechts sie seien, auch eine Chiromantie haben. Dass aber die Linien derselben ungleich sind und in einem mehr und grösser als in dem anderen, ist allein das Alter Schuld. Darum sagen wir hier, dass die Chiromantie der Kräuter anders nichts nutz sei, denn allein zu wissen und zu erfahren das Alter eines Krautes und seiner Wurzel““ — und wenn er an einem anderen Orte (Prolog in lib. de herbis) von den Kräutern sagt: „„Die Form giebt das Wissen der Tugenden nicht““, so siehet man leicht ein, dass er es mit der Signatur unmöglich ernsthaft gemeint haben könne . . . . . Er macht es ungefähr wie die ersten, christlichen Kirchenlehrer, die manche heidnisch-gottesdienstliche

Gebräuche beibehielten, denselben aber eine christliche Bedeutung gaben."

Genug hiervon! Jetzt muss ich — da ich über die banale Missdeutung dessen, was Paracelsus unter seinen Signaturen verstand, genau ebenso urtheile, wie Rademacher soeben angab, andererseits aber gänzlich abweichender Ansicht bin in Hinsicht auf deren tieferes und eigentliches Verständniss bezüglich der medizinischen Gesammtlehre Hohenheims, soweit sie aus seinen Aeusserungen über Signaturen erschlossen werden kann, — zunächst Rademacher erst sich äussern lassen, wie ihm die Stellung Hohenheims zum Similia similibus erschienen ist. Ersterer sagt darüber (S. 87): „Er erkannte die arzneimittellehrigen Kategorien nicht an, die sich damals von der Elementartheorie herschrieben. Den Satz Contraria contrariis verwarf er. Dass er jedoch den Satz: „Gleiches wird durch Gleiches geheilt"*) an dessen Stelle gesetzt haben sollte, ist zwar gesagt und noch in unseren Tagen gesagt, aber ganz unwahr. Wie die Arznei heile, hielt er für unerkennbar;**) blos dass sie heile, hielt er für erkennbar. Also ist bei ihm das Heilen eine Heimlichkeit, ein Arcanum.***) So sagt er im ersten Traktat Paragrani: „„Contraria contrariis curantur, das ist: Heiss vertreibt Kalt u. s. w., das ist falsch, in der Arznei nie wahr gewesen; sondern also: Arcanum und Krankheit, das sind die Contraria. Arcanum ist die Gesundheit, und die Krankheit ist der Gesundheit widerwärtig; diese zwei vertreiben einander, das sind die Widerwärtigen, die einander vertreiben.""

Offen gestanden, mich dünkt, aus diesem Paracelsischen Citate lässt sich nur Eins mit Sicherheit erkennen, nämlich: der unzweideutigste Protest gegen das heilkünstlerische Axiom des Hippokrates und Galenos: Contraria contrariis curantur. Die Folgerung des

*) Einen solchen Satz kennt die Homöopathie ebenfalls nicht!

**) Das ist in der heutigen Homöopathie nicht minder der Fall; sie verwirft Hahnemann's desfallsige Erklärungsversuche als völlig missglückt.

***) Anm. Dass dieser Satz ausschliessliche Richtigkeit beanspruchen dürfe, ist doch keineswegs ausgemacht; siehe z. B. im nächsten Paragraphen den Ausspruch Hohenheims: „Die Arcana eröffnen sie in ihren Krankheiten." Meines Erachtens versteht er unter „Arcanum" Verschiedenes, z. B. den Heilprozess an sich, dann das Wesen der Gesundheit, welche ihm undefinirbar erscheint, aber auch an anderen Orten das Heilmittel an sich, insofern als ihm — so gut wie uns — dessen innere Einwirkungsweise im Heilprozesse ein „Geheimniss" war.

Rademacher'schen Satzes erscheint mir also ziemlich nichtssagend und beweist offenbar weder pro noch contra.

Dahingegen liefert — wie an mehreren Orten — so namentlich Seite 91 Rademacher uns ein Urtheil, das uns ungleich werthvoller ist. Dort sagt er nämlich von Paracelsus: „Die Hauptsache bleibt immer, dass er seine Heillehre nicht, wie die schulrechten Aerzte, auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, sondern auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete, also auf eine erkennbare Basis, und dass seine Theorie reines Abstrakt der Erfahrung, mithin Theorie und Praxis bei ihm Eins war. Dieses ist für uns, als Verstandsmenschen das Wichtigste in den Paracelsischen Schriften und ist wahrscheinlich auch die wichtigste und nützlichste Heimlichkeit der alten, scheidekünstigen Aerzte gewesen."

§ 40. Nun wohl! Mehr können wir Homöopathen ja unmöglich verlangen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass die thatsächliche Gedankenbasis, auf welcher die Säulen unserer heutigen Heillehre beruhen, bei Paracelsus im Grundriss sich durchaus vorgezeichnet findet, wenngleich für den richtigen Bau und Abschluss des Gebäudes noch eine Detailarbeit von höchster Wichtigkeit übrig blieb. Es muss uns heimathlich berühren, wenn wir bei ihm lesen: Sagt Ihr, der Morbus ist Pulegii, der ist Melissae, der Sabinae, so habt Ihr eine gewisse Kur aus dem Namen. (Paragran. tract. I.)

Welcher Homöopath hätte denn nicht eine „gewisse Kur aus dem Namen", wenn er in einer rheumathischen Krankheitsform, z. B. von einem Morbus Rhois toxicodendri oder bei einer gastrischen Krankheitsform von einem Morbus Bryoniae oder Chinae sprechen hörte? Ist es denn etwa nicht Bein von unserem Bein, wenn Paracelsus (l. c.) ferner spricht:

„Ein natürlicher, wahrhaftiger Arzt spricht: das ist morbus terebinthinus, das ist morbus sileris montani, das ist morbus helleborinus u. s. w. und nicht das ist Branchus (Heiserkeit), das ist Rheuma, das ist Coriza, das ist Catarrhus. Diese Namen kommen nicht aus der Arznei, denn Gleiches soll seinem Gleichen*)

*) Anm. An dieser Stelle muss ich darauf aufmerksam machen, dass niemals in den lateinischen Schriften der Paracelsisten etwa die Rede ist von einem „par paribus", sondern lediglich von einem Similia similibus. Zudem wissen wir ja Alle, dass der damalige Sprachgebrauch das Wort „ähnlich" sehr stiefmütterlich behandelt. Ich brauche hier wohl nur zu er-

mit dem Namen verbunden werden; aus dieser Vergleichung kommen die Werke, d. i. die Arcana eröffnen sie in ihren Krankheiten. Paragran. tract. I.

Wenn Sprengel, welcher den Paracelsus denkbar wenigst verstand, behauptet, O. Crollius habe denselben am Besten verstanden, so macht das einen überaus komischen Eindruck, abgesehen von der thatsächlichen Unrichtigkeit dieser Sprengel'schen Behauptung. Wenn wir Homöopathen aber heut dieser Stelle nur eine Minute ernst nachdenken, so müssen wir anerkennen, dass nur ein Mann in der Welt die obigen paracelsischen Sätze richtig durchzudenken und praktisch in das Leben zu übersetzen verstand; und dieser Mann war Hahnemann. Dass Rademacher, trotz seines sonst so scharfen Blicks und seiner erstaunlichen Findigkeit in Anwendung theils der alten paracelsischen, theils in Benutzung mancher neuen Medikamente, sich der Erkenntniss nicht zu erschliessen vermochte, in dieser Hinsicht von Hahnemanns noch durchdringenderem Geiste überflügelt zu sein, suche ich nimmermehr in etwaiger menschlicher Eitelkeit; denn Rademacher ist wirklich ein Muster von Wahrhaftigkeit und neidloser Bescheidenheit. Dahingegen war er offenbar etwas zu weit gegangen, meiner Ueberzeugung nach, in der von ihm aufgestellten, wohl allzuscharfen Trennung der Organmittel von den Universalmitteln. Er spricht von einem „unbekannten Etwas" (S. 92), dessen Erkrankung die Aerzte verschiedener Schulen und verschiedener Zeiten mit gar mancherlei Namen belegt haben. Sie haben es bald inflammatorischen, bald sthenischen Zustand, bald Schwäche, bald Asthma, bald Fäulniss, Ataxia nervorum, Verflauung der Lebensgeister und Gott weiss, wie noch sonst genannt." Er gesteht freilich zu, über diesen Punkt nichts Klares bei Paracelsus gefunden zu haben, glaubt aber, dass

---

innern an das Wort „Gleichniss", das ja nie im Sinne der „paritas" sondern ausschliesslich im Sinne der „similitudo" gebraucht wird. Auch Luther hat das Wort „ähnlich" kaum jemals im Sinne der heutigen sprachlichen Logik. Er übersetzt nicht: Das Himmelreich ist ähnlich . . . ., sondern: das Himmelreich ist gleich . . . . u, s. w. Wer die deutsch geschriebenen Traktate des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts liest, deren mir eine sehr reiche Auswahl offen stand, wird überaus selten, wenn überhaupt, finden, dass unser jetziges Eigenschaftswort „ähnlich" die heutige Anwendung findet. Hätte Paracelsus lateinisch geschrieben, so hätte er also zweifellos nicht etwa par pari sondern Simile simili gesagt. Auch das alte Sprüchwort lautet heut noch wie ehemals: Gleich und Gleich gesellt sich gern; im Mittelalter aber übersetzte man: Similia similibus gaudent.

Paracelsus dieses „unbekannte Etwas", welches er Spiritum vitae genannt, an mehreren Orten „als etwas Allgemeines, von den Organen Unterschiedenes" aufgestellt habe. *)

§ 41. Gesetzt den Fall nun, Paracelsus hätte diesen therapeutischen Unterschied zweifellos gemacht in seiner Zeit, so hätte doch ein so scharfer Kopf wie Rademacher einen derartigen Wahn nicht acceptiren sollen für sich und für unsere Zeit. Denn wie und wo soll sich denn eine krankhafte Ergriffenheit jenes „spiritus vitae" dem Blicke eines sterblichen Arztes offenbaren, wenn nicht in der falschen Functionirung irgend eines Organs am menschlichen Körper? Oder wie wäre es möglich, sich den geheimnissvollen „Spiritus vitae" intakt zu denken bei irgend einer nur einigermassen erheblicheren Organerkrankung? Allein Rademacher selbst behauptet ja auch gar nicht einmal, dass eine solche schärfere Trennung in seinem Sinne bei Paracelsus klar zu finden sei. Denn die von Rademacher S. 92 u. f. allegirten Stellen glaubte ich nur ähnlich verstehen zu sollen, wie ja auch wir heut noch, z. B. bei Krebs, bei Tuberkulosis u. s. w. von einem voraufgehenden Allgemeinleiden (der Ernährung) sprechen vor der bemerkbaren Localisation. Dahingegen äussert sich Hohenheim an anderen Orten vollkommen klar dahinaus, dass sein Spiritus vitae eben kein selbstständiges und von dem Organleben abgetrenntes Etwas sei, wie z. B.:

„Der Spiritus vitae ist ein Geist, der da lieget in allen Gliedern des Leibes, wie sie dann genannt werden und ist in allen gleich, der Eine Geist, die Eine Kraft in dem einen, wie in dem andern, und ist das höchste Korn des Lebens, aus dem alle Glieder leben. Aber so weit er sich austheilt, so ist er der Statt nach mancherlei; denn in dem Herzen treibt ihn das Herz, dass er herzische Stärke gebraucht, das er in anderen Gliedern nicht thut; in der Leber desgleichen der Leber Stärke und thut das in andern Gliedern auch nicht" u. s. w.

(De viribus membr. cap. 1.)

Nach diesen und ähnlichen Stellen scheint es mir also, dass Rademacher bei der theoretischen Aufstellung seiner Universalmittel sachlich nicht genügend berechtigt vorschritt, vielmehr ist grade diese Lehre die Achillesferse des sonst so vortrefflichen

---

*) S. auch hierzu die Anmerkung in § 62.

Buches. Und grade in seiner Voreingenommenheit für diesen Punkt, sowie in der weniger eindringenden Beachtung, welche er den „Signaturen“ Hohenheim's widmet, suche ich es, wenn er den Lehren Hahnemanns gegenüber sich abweisend verhielt. Hierin endlich liegt auch der Grund, weshalb er annahm, dass Paracelsus seine Arzneimittel nur probirend, gleich ihm, angewendet haben werde. Ob er jedoch in diesem letzteren Punkte irrte oder im Rechte war, wird schwerlich Jemand entscheiden können, darüber wissen wir Alle nichts Verlässliches. Ich meinerseits glaube aber, dass Paracelsus seine Medikamente den Krankheitsformen angepasst habe vermöge eines Similia similibus, wenngleich er dieses Axiom vielleicht nur aus dem usus in morbis bezogen haben dürfte, und stütze diese meine Ansichten grade auf seine Aussprüche über seine gemeinhin so völlig grundlos berüchtigten Signaturen. (S. § 39.)

Dass dem letzteren eine ungleich tiefere, geheimnissvolle Bedeutung bei Hohenheim inne wohnt, hat Rademacher sehr wohl erkannt; nicht minder auch, dass diese Bedeutung nun und nimmer eine andere sein kann, als eine Verkappung des Similia similibus. Dennoch sträubt er sich, dies anerkennen zu mögen aus den erörterten Gründen und verfällt nunmehr (Seite 88) auf folgende geschraubte Auslegung:

Er (Paracelsus) behauptet, jedes kranke Organ habe in der äusseren Natur sein Heilmittel. Diese Heilmittel nennt er (auf die Signatura rerum naturalium anspielend) die äusseren Organe, als z. B. die äussere Leber, das äussere Gehirn, die äussere Milz u. s. w. Daraus macht er also das scheinbare Paradoxon: „Gleiches müsse durch Gleiches vertrieben werden; Dieses schien zwar dem Satze der Galenischen Schule schnurgerade zu widersprechen, kam aber wirklich mit demselben in keine Berührung (!!), denn der Galenische Satz*) bezog sich auf die elementischen Qualitäten, der des Hohenheim auf die geheimen Kräfte der Organheilmittel. Das Paradoxe des Hohenheimischen Satzes lag blos in den Worten, (!!) in einer Anspielung (!!) auf die Signatura rerum naturalium.“

Ich glaube meine aufrichtige Verehrung Rademachers nicht entschiedener an den Tag legen zu können, als wenn ich sage:

*) Anm.: nämlich: Contraria contrariis.

Dies ist wohl der einzige, vollständig oberflächliche Satz, welchen er in seinem ganzen zweitheiligen Werke niedergeschrieben. Paracelsus' Endzweck war doch wahrlich nicht die Opposition gegen Galenos und dessen Meinung nur um zu opponiren, sondern er opponirte, um sein eigenes, neues System gegen die Galenischen Einwürfe zu vertheidigen.

§ 43. Um von hinten zu beginnen, so erinnere ich zuvörderst an den bereis citirten Satz Rademachers (S. 91). Die Hauptsache bleibt immer, dass P. seine Heillehre nicht, wie die schulrechten Aerzte, auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, sondern auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete, also auf eine erkennbare Basis, und dass seine Theorie reines Abstrakt der Erfahrung, mithin Theorie und Praxis bei ihm Eins war.“ Dieses sein eigenes Diktum scheint Rademacher hier aus Abneigung gegen „Herrn Hahnemann“ und sein Similia similibus plötzlich vergessen zu haben. Welche Theorien beide Parteien sich gebildet hatten, kommt hier zunächst gar nicht in Frage. Die Hauptsache ist und bleibt, dass Galenos — so gut wie schon der ältere Hippokrates in seinen Aphorismen — vollkommen logisch vom Standpunkte ihrer Vierelemententheorie das Contraria contrariis als Motto für ihre Arzmittelwahl ausgestellt hatten, dass Paracelsus dies mit entschiedenster Energie verwarf, und die Arzneiwahl — aber nicht „anspielungweise“ wie wir sogleich sehen werden — gemäss seinen „Signaturen“ getroffen sehen wollte, welche letzteren sich auf eine stets gleichmässige (— wie nachgewiesen —) Heilwirkung der Arzneimittel beziehen sollten. Ich erinnere hier an Rademacher's eigene Worte (s. § 36). „Die Heilwirkung der Arznei sah Hohenheim als etwas auf unwandelbare Naturgesetze gegründetes für sicher an.“ Somit blieben für Paracelsus in diesem Punkte „die vier elementischen Qualitäten“ ganz ex nexu. Zugleich dokumentirt aber Rademacher in seinem Satze, dass leider! auch er bei Hahnemann über relative Nebendinge, (z. B. die Dosologie) die Hauptsache hintan gestellt hatte, nämlich: die Basirung des homöopathisch-therapeutischen Systems auf die Heilwirkung der Arzneimittel. Desgleichen hatte hier leider! auch selbst ein Rademacher — ganz so wie gewisse heutige dii minorum gentium — völlig übersehen, dass die Richtigkeit eines praktischen Gesetzes über die Wahl von Arzneimitteln ganz unabhängig ist an sich von einer Erklärung über den inneren

Hergang beim Heilprozesse. Selbt der Umstand, dass der Theoretiker Hahnemann Beides confundirt hat, hätte einen so hellblickenden Praktiker, als Rademacher war, nicht so irremachen sollen, wie es einer überwiegenden Majorität der Aerzte geschah und geschieht bis zur Stunde. Am Schwersten aber verfehlte sich Rademacher, indem er zu Unrecht las: (S. 88) Gleiches müsse durch Gleiches vertrieben werden, also Par pari — bz. „Similia similibus expelluntur" — statt: curantur. Das sind in einem so kleinen Sätzchen doch zwei allzu einschneidende Fehler, welche klar darthun, dass Rademacher über den richtigen Sinn von Hahnemanns therapeutischem System nachzudenken sich nicht die Mühe genommen hat. Denn Rademacher citirt hier keinen Ausspruch Hohenheims, sondern er will beweisen, dass und warum die Homöopathie mit ihrem Aehnlichkeitsgesetz sich nicht auf den letzteren zurückbeziehen dürfe. Dann musste Rademacher aber das Aehnlichkeitsgesetz mindestens richtig citiren. Bezüglich der fehlerhaften Uebersetzung von „Similia" mit „Gleich" habe ich mich in der Anm. zu § 40 bereits geäussert. Des Ferneren aber denkt Hahnemann so wenig als Paracelsus an ein „Vertreiben" nosologischer Formen, (vgl. die Anmerkung zu § 61, und Paracelsus: „Von Ursprung und Herkommen der Frantzosen" im ganzen 5 Buch) sondern beide wollen (Paracels. l. c. cap. IX.) die Krankheiten „an den Wurzeln" heilen (d. i. also curare, — nicht aber: „vertreiben" — expellere). Bei Missverständnissen so einschneidender Art ist allerdings keine Verständigung möglich! Allein — wer verschuldet letztere? Lediglich ein oberflächliches Hinlesen über die wichtigsten Fundamentalsätze der Homöopathie; und wenn solches selbst einem so gediegenen und strengredlichen Manne wie Rademacher passirt, — wie darf man sich da über die ewig erneueten Nörgeleien minder hochbegabter Männer wundern? Wer etwas Neues erlernen will, muss zuvor seine alten Ueberzeugungen suspendiren und als ehrlicher Schüler versuchen, einstweilen gänzlich nach der neuen Maxime zu denken und event. zu handeln. Wer den Schlittschuhlauf erlernen will, muss es aufgeben, auf dem Eise kurz auszuschreiten, wie ein auf dem Lande Dahinwandelnder. Dass es endlich aber doch nur zu Unrecht geschehen konnte, wenn Rademacher in diesem eben citirten Satze aussagt: Paracelsus habe nur „eine Anspielung" auf die Signatura rerum naturalium gemacht, und das „Paradoxe" des Hohenheim'schen Satzes habe nur „in den Worten"

gelegen, wollen wir hier wieder lediglich aus den Citaten erweisen, welche Rademacher selbst aus Paracelsus beibringt:

§ 43. „So der Arzt den äusseren Menschen wohl weiss und ihn wohl erkannt und erfahren hat, alsdann soll er sich geben in die Facultät der Arznei und den äusseren in den inneren wenden und den inneren in dem äusseren erkennen: sich hüten in alle Wege, dass er keineswegs in dem inneren Menschen lerne, denn da ist nichts als Verführung und der Tod; denn bis sie ohne solch äusserlichen Menschen* des Menschen Anliegen erkennen, wie viel Feld und Acker müssen zu dieser Probe zum Kirchhof werden. — . . . . Aus dem folgt nun, dass die Satzung der Recepte also geordnet muss werden, auf dass das Glied zum Gliede komme, je eines dem anderen gereicht werde . . . das Herz dem Herzen, Lunge der Lunge, Milz der Milz. Nicht Milz von Kühen, nicht Hirn von Säuen dem Hirn des Menschen, sondern das Hirn, das des inneren Menschen äusseres Hirn ist . . . . . Also**) sind die Kräuter auch Glieder: das ist ein Herz, das ist eine Leber, das ist eine Milz etc. dass all Herz ein Herz sei dem Auge sichtbar, ist nichts; sondern es ist eine Kraft und eine Tugend dem Herzen gleich.

(Labyrinth. medic. cap. 9.)

Und ferner:

Das ist nun das vierte Buch, dass der Arzt lerne erkennen, dass weder mehr noch minder in physico corpore sei, als wohl als er auswendig weiss, wie mancherlei Spezies lignorum, lapidum, herbarum, und dass dieselben Spezies auch im Menschen seien; doch aber nicht in solcher Gestalt, wie in den Elementen, sondern in Gesundheitsweise (sic!!) und Krankheitsgestalt sollen sie in dem Menschen gefunden werden. Das Gold im Elemente ist, als ein Gold im Menschen, ein natürlich Confortativ; also weiter wisset von allen speciebus der Elemente, dass sie auch also im microcosmo sind. (NB. Microcosmus wird im Mittelalter als Synonym für „Mensch“ gebraucht.) Der nun weiss die Species zu nehmen und zu erkennen in physico corpore also:

---

*) Also ohne Vergleichung mit den „virtutes der äusseren Artzney“, wie Paracelsus an anderen Orten sagt.

**) Paracels. schreibt: „Allso“ d. h. „in diesem Sinne.“

das ist im Menschen der Saphir*), das ist der Merkur, das ist cupressus, das ist flos cheiri etc., der hat das Buch physici corporis wohl ergründet. Und so er nun solche species corporales wohl weiss und erfahren hat, so mag er ein Medicus sein, und seine Theoricam finden, die nicht spekulativa sein soll, sondern aus der Practica soll sie geboren werden. Denn nicht aus der spekulativen Theorica soll Practica fliessen, sondern aus der Practica: Theorica."

(Lacyrinth. medicor. cap. 4.)

Wie mir jeder unparteiische Leser hiernach zugestehen wird, dass sich die professoralische Aureole eines jüngeren Tübinger Polemikers gegen die Homöopathie hinsichtlich seiner Behauptung: Paracelsus habe seine Signaturen in der bekannten, sinnlosen Spielerei dargeboten, nicht ohne vollgewichtigen Grund antasten lässt, so wird sich nun auch wohl kein sachverständiger Leser mehr der Ueberzeugung verschliessen können, dass ihm in diesen Aussprüchen nicht „anspielungsweise", sondern in festen, klaren und leuchtenden Umrissen das Urbild unseres homöopathischen Aehnlichkeitsgesetzes entgegentritt. Wollte Jemand es unternehmen, dasselbe in Paracelsischer Schreibweise auszuführen und zu erläutern, so würde er gezwungen sein, mit ähnlichen Worten genau dasselbe auszusagen, was wir hier soeben lasen. Ja! die packende Gewalt dieser Worte ist eine so bedeutende, dass selbst unser grundehrlicher Rademacher auf Seite 90 sein Missbehagen bereits vergessen hat, dem er auf Seite 89 gegen das Paradoxon: „Gleiches muss durch Gleiches vertrieben werden" die vorher citirten Worte lieh, und unmittelbar also fortfährt: „Die Leser sehen aus dieser Stelle, dass P. die Wahrheit: das Wesen der Krankheiten könne nur aus der Natur durch die Heilwirkung der Arzneien erkannt werden, in ein anderes, bildliches Gewand kleidet. Oben sprach er von einer äusseren Leber, von einem äusseren Gehirn u. s. w. Hier spricht er von einem inneren Cupressus, von einem inneren Merkur, von einem inneren Saphir. Nun, wenn er einmal eine Wahrheit bildlich vortragen wollte, so mag die eine Einkleidung so viel werth sein wie die andere."

§ 44. Allerdings hat Rademacher mit diesen Worten sein

---

*) Anm.: Sapphirus braucht Hohenheim verschiedentlich als Synonym für Kupfer; das Wort cheiri für Eisen.

Votum abgegeben zu Gunsten des Aehnlichkeitsprinzips und gegen sein eigenes Lieblingskind der Universalia. Er fühlt und weiss das auch wiederum ganz genau; allein mild und versöhnlich, wie er immer ist, (— so auch S. 115 und 116 gegen seinen Rivalen Hahnemann, den absolut nicht richtig verstanden zu haben er grade an dieser Stelle wieder schlagend dokumentirt, den er aber gleichwohl gegen die blinde Parteiwuth „einiger schulrechten Eiferer" in seinen Schutz nimmt —) fügt er sofort in seiner Anm. (S. 91) hinzu: „Die letzte bildliche Einkleidung passt jedoch nicht gut auf die Organheilmittel und Urorgankrankheiten, sondern besser auf die Universalmittel und die Urerkrankungen des Gesammtorganismus."

Ich fürchte, wir werden dem trefflichen Manne grade darin nicht beipflichten können! Denn obwohl Paracelsus in jenem so wichtigen Ausspruche allerdings grade nur auf Saphir — also Kupfer — und auf flos cheiri — also Eisen — und somit auf Heilmittel exemplifizirte, welche Rademacher als „Universalheilmittel" für sich in Anspruch nimmt, so liegt der Nachdruck seines Gedankengangs hier doch offenbar nicht im Geringsten auf der Auswahl der Arzneimittel, neben welchen genannten er vielmehr ebenso unbefangen ja auch die Rademacher'schen Nicht-Universalia: Merkur und Cupressus anführt, — sondern in der Forderung, dass der Arzt eine innere Verwandschaft, also ein „Similia similibus" finden und ergründen müsse zwischen dem äusserlichen Heilmittel und dem Innern des Menschenleibes „in Gesundheitsweise und Krankheitsgestalt." Dass das „Similia similibus" allerdings überall bei Paracelsus zu Grunde liege, erkennt selbst ein ebenso ausgeprägter Nichtkenner, wie darum Widersacher der Homöopathie, offen an, als welcher uns Dr. Stanelli in seiner „Cellulartherapie" entgegentritt. Grade die ganze Signaturenlehre Hohenheims stützt sich ja lediglich auf das Similia similibus, und dieses Axiom tritt uns allüberall bei ihm scharf ausgeprägt, nur eingekleidet zumeist in eine mehr bildliche Sprache, entgegen. Denn nicht nur der Arzt Hohenheim, sondern ebenso der kosmogonische Philosoph stützt sich allerwegen grade auf dieses Prinzip.

§ 45. Jetzt haben wir aber auch noch nachzuweisen, dass bereits Paracelsus — in scharfem Gegensatz zu der Sitte seiner Zeit — auf die Beachtung der Simplicia drang und sich tadelnd äusserte über die langen Rezepte seiner Kollegen. So schreibt er z. B.:

„Es ist je und je der vermeinten Aerzte Brauch gewesen, dass

das Alles, was geringe Simplicia waren und keinen Schein noch Aussehen hatten und waren leichtlich, ja etwa umsonst zu bekommen, das musste alles nichts gelten und von ihnen verworfen, verachtet und hinter die Thür gesetzt werden. Haben nicht bedacht, dass Gott der Allmächtige nichts vergeblich geschaffen, sondern ein jegliches Geschöpf mit sonderlichen Tugenden begabet nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Dass wir aber solches wenig wissen und erkennen, da sind wir selbst Schuld an, dass wir so schläfrig, so faul, so ungläubig und so verdrüssig sind, zu suchen in der Natur.

(Lib. principiorum seu. de myster. vermium cap. 8.)

Der Arzt soll sich fleissen, dass er nicht in vielen Büchsen liege, nicht in den Arzeneien, die aus weiten Landen kommen, sondern er soll sich befleissen, dass er nicht übersichtig sei, sondern vor sich niedersehe wie eine Jungfrau, so findet er vor den Füssen einen mehreren Schatz zu allen Krankheiten, denn India, Aegipten, Barbaria und Graecia vermag. Solchem Grunde soll der Arzt nachgehen, denn es ist einmahl gut wissen, (das ein jeglicher Bauernknecht versteht) dass nichts dann Trügerei in den Büchsen ist und Scatuln, und wie sie hölzen sind, so sind Doctores und Apotheker auch hölzen, Gleich und Gleich kommt zusammen.

(De rebus naturalib. kap. 8.)

Ich schreibe kurze Rezepte, (nicht auf 40 oder 60 Stück) wenig und selten, leere ihnen ihre Büchsen nicht aus, schaffe ihnen nicht viel Geld in die Küche; das ist der Handel, darum sie mich ausrichten. (Defensio 7.)

Nunmehr aber macht gerade Rademacher noch auf einen Umstand aufmerksam (S. 103. Anm.), der unser vollstes Interesse in Anspruch nimmt. Allerdings nämlich ist es wiederum Paracelsus, welcher zuerst fand und aussprach, dass gar häufig nur mit ganz unwägbaren Arzneigaben operirt werden solle und dürfe.

Das beweisende Citat bringt Rademacher indessen nur in einem einzigen kleinen Satze; während doch das ganze fünfte Buch aus Hohenheims: „Von Ursprung, Ursach und Heylung der Frantzosen“ (De causis et origine luis Gallicae — übrigens eine seiner fesselndsten Abhandlungen —) auf diesen hochinteressanten Zweck hinausläuft, theils auf die Abhängigkeit der Krankheiten von eigenthümlichen (epidemischen) Constitu-

tionen (dem Ascendenten und des Himmels Regiment nennt er es) hinzuweisen, gegen welche die Heilung vornehmlich sich richten müsse, theils auf die Nothwendigkeit, hierzu minimale Arzneigaben zu administriren. Ueberdies bringt diesmal Rademacher sein Citat aus einer lateinischen Uebersetzung Hohenheims. Ich ziehe es daher — schon der Gleichmässigkeit halber — in diesem Falle vor, die Originalworte des Paracelsus nach der Strassburger Ausgabe (Th. II S. 226) und zwar das ganze XI. Capitel etc. beizubringen:

Cap. XI.

„Dieweil nun vollendet ist der mehrertheil der Administrierung, so wissen auch hierin, was weiter von dem Gewicht der Administrirung zu reden ist. Denn als jr wissen, so haben jr die Gewicht, so jr wöllend die corpora ausstreiben; wie viel jr auf einmal eingeben, vn diesselbig heissen jr dosim. Nun aber hie wiewol ich sag von dem Gewicht des eingebens, wird doch nit begriffen für ein dosim: dann dieses ist nicht Artzneiisch. Dann nit in dem Gewicht, sondern ausserhalb dem Gewicht soll die Artzney administriert werden. Denn wer kann den Schein der Sonnen wegen*), wer kann den (die) Lufft wegen, wer wigt den Spiritum Arcanum? Niemands? In disem ligt nun die Artzney und weiter in keine schweren,**) darumb das dises nicht mag hie gestat werden, sonder ein anderer weg der Administrierung fürzunemmen in disen krankheiten Veneris und Luxus***), dergleichen auch in andern, von denen ich meldung in disen Büchern begriffen hab. Nuhn aber in was weg die Artzney soll administriert werden, sollend ihr in den weg verstehn. Die Artzney soll im Leib als ein Fewer wirken, wie bissher von den Elementen erzelt ist worden und soll dermassen so gewaltig in den krankheiten handlen, als ein Fewer handelt in einem Scheitter Holtzhauffen. Nuhn wissen, das in solcher gestalt das Dosis erfunden wird, wie ihrs heissen. Mag man ein Fewer Gewicht finden, wie viel auf ein Holtzhauffen gehöre, denselbigen zu verbrennen, oder wie viel Fewers zu einem Hauss? Nein: Man mag auch nicht das Fewer wegen.*) Nuhn sehet ihr aber, wie ein Fünklin schwer genug ist, ein Wald zu verbrennen. Nuhn

*) = wägen.
**) = Gewichtsbemessung.
***) Luxus, auch luxuria = Syphilis.

ist das Fünklin ohn Gewicht. Also dermassen verstandt auch die Administrierung der Artzney. Zu gleicher weiss wie das Fünklin handelt in dem Holtz, vnnd macht sich gross oder klein, nach vile desselbigen: Also sollend ihr auch wissen, das ihr die Artzney dermassen sollend erkennen, auff das, so ihrs gebend, vil werde im Leib, so viel Krankheit darinn sey, vnd wenig, so wenig Krankheit darinn liegen. Welcher wolt solchs dem Gewicht befehlen? Niemandt, denn es gehört den Tugenden zu, und nit darumb, so viel corpora sind, oder grosse Gewicht derselbigen seind, das darumm viel virtutes mitlauffen, sondern betrachten, das die virtutes nicht zu wegen seind, und das sie nicht sollend gegen die Krankheit auff die Wag gelegt werden, als lege die Krankheit auff der einen seiten und die Artzney auff der andern, und gleich also, als zwen mit einander zu ringen verordnet würden, Also begert die Krankheit nicht ihren Fechtmeister zu haben, sondern Ein Füncklin, das sich sterkt und schweche, wie das Füncklin im Stroh, nach vile desselbigen, gross oder klein wird. Also hie an dem orth auch die Artzney dahin gebracht werden soll, wo Krankheit sey, das da die Artzney sey, vnd wo nicht, das da kein Artzney sey: Wie, wo kein Holtz ist, da ist kein Fewer, und ist doch Fewer da."

Cap. XII.

„Also merken in diesem Buch, in was weg ich die Administrierung setz, das nit die quantitet des corpus, sonder das Füncklin soll betracht werden als ein Element, das sein widerwertigs verzehrt, vnd macht sich stark und gross, so sein Feind gross und stark ist. Welches gross machen nit mag mit Gewicht erstatt werden, als wenig man mag gegen eim Holtzhauffen, als schwer er were, so vil schwerer Fewer hinzusetzen. Vnd als vnsichtbar das Fewer ist und gross wird, also unsichtbar ist die zu und abnemmung der Artzney, vnd wie sich das Fewer im Holtz frewet, also frewen sich auch die Artzney in den Krankheiten. Dieweil nun kein Gewicht dem Holtz gebürt zu geben, sonder allein das wenigst anzünden gnug ist, also soll auch die Administrierung der Krankheiten dermassen verstanden und erkennt werden, und

die Ascendenten*) lassen sein das Holtz, vnd wie sie geordnet sind, vnd dem Fewer unterworffen werden: Also dermassen nimb sie unter die Handt, so wirstu die Wirkung auff Elementische art befinden. Also wie ein jeglich ding sein Gradum hat, hefftiger oder schwecher, das ist, schneller oder langsamer zu brennen, also da auch. Vnd wie ihr sehend, das eine lange Zeit muss sein zu verbrennen, die wenig das Holtz und nach demselbigen vil oder wenig ist: Also auch wiss hie die Viele und Wenige der Materien Spiritus peccantis**)" u. s. w. u. s. w..

Ich frage hier: ist nun wohl die Missachtung Hahnemann's und Rademachers bei Lebeit, der Paracelsus einen „grossen Reformator" ohne jegliche Einschränkung nennt, anders zu erklären, als dadurch, dass er alle drei Männer so gut wie gar nicht kannte? Wenn aber Rademacher (S. 176) erwähnt, dass er denselben Gedanken, dass kleine Arzneigaben grosse Wirkungen erzeugen, zuerst bei Helmont gelesen habe, so ist dies seine bloss persönliche Zeitnotiz. Denn Joh. Bapt. van Helmont ward erst 1577 geboren, und war, wie einer der genialsten, so einer der entschiedensten Anhänger Hohenheims.

Um nun diesen interessanten Punkt mit einem Curiosum zu beschliessen und zu zeigen, wie unser Rademacher regelmässig mit sich selbst in den ergötzlichsten Widerspruch geräth, wenn er Paracelsus, sein Vorbild, vor homöopathischen Ketzereien schützen und doch berichten will, dass derselbe thatsächlich schon ganz genau dieselben Wahrheiten ausgesprochen, mit denen späterhin Hahnemann die ärztliche Welt überraschte und in sittliche Entrüstung versetzte, so sei der freundliche Leser hier noch aufmerksam gemacht auf die Anmerkung: Erfahrungsheillehre, Seite 176. Dort nämlich verweist Rademacher auf die Paracelsische Schrift: De causis et origine luis Gallicae, cap. II, und sagt, wenn diejenigen Leser, welche Hohenheims chirurgische Werke besitzen oder sie sich verschaffen können, jenes Capitel „mit Aufmerksamkeit gelesen, werden sie wohl nicht mehr von homöopathischen Arzneigaben sprechen, sondern sie werden begreifen, dass die Wahrheit — unwäg- und unmessbare Arzneigaben können, wenn das durch Krankheit veränderte Verhältniss des Körpers zur Aussenwelt sich dazu eigne, wundervolle (sic!!!)

*) siderische Einwirkungen.
**) s. hierzu auch Anm. zu § 61.

Heilwirkung äussern, — mit der sogenannten homöopathischen Theorie gar nicht in Berührung kommt!!“

Nun, — es muss eben auch solche Käuze geben! Schade ist, dass Rademacher bei dieser Gelegenheit uns den Grund für diese seine Behauptung verschweigt; allein das steht fest, dass er jedenfalls als der redlichste, aber drolligste Opponent gegen die Homöopathie gelten kann — er, der Bestbelesene im Paracelsus!

§ 46. Scheiden wir nunmehr von Letzterem, indem wir noch zwei gehaltvolle Stellen von ihm vorführen:

„Also ist der Weg, in der Arzenei zu studiren, also ist das Buch der hohen Schule der Arzenei, also ist der Scribent der Arzenei, also werden die Krankheiten gefunden im Anfang und zu Ausgang. Und dieweil Das ist, dass solch Buch des Firmaments auf das Papier gebracht wird, so stehet es doch nicht anders auf demselben, denn wie ein Schatten an der Wand oder wie ein Bildniss im Spiegel, die niemand vollkommene Unterrichtung geben können. Der aber wissen will die vollkommene Unterrichtung, der muss denselbigen sehen, von dem der Schatten oder Bild im Spiegel kommt; und so er denselben recht siehet, so wird er nicht betrogen und bedarf des Spiegels nicht und siehet das Lebendige, und aus dem Lebendigen da gehet der Grund. (Labyrinth. medicor. Cap. II.)

Und endlich:

„Ich will aber die ermahnet haben, die da wollen Aerzte werden, dass sie geschickter die Sache angreifen, denn ihre praeceptores und selbst aus ihrem Fleisse und Urtheil die Sache bedenken zwischen mir und dem Gegentheil und keinem Theile zu früh zufallen und den anderen verwerfen. Bedenket mit grossem Fleiss, wozu ihr wollt lenden,*) nämlich in die Gesundheit der Kranken. So das nun Euer Vornehmen ist und alles Argument, so lasst mich in der Zahl sein derer, die euch lehren, denn ich lende in die Gesundheit der Kranken; mit was Grund und Tapferkeit ist beschrieben und täglich werde ich es öffnen. Darum, dass ich allein bin, dass ich neu bin, dass ich deutsch bin, verachtet darum meine Schriften nicht und lasst euch nicht abwendig machen! — (Paragran Tract. 3.)

Diese rührende Bitte verhallte ungehört im Kampfe der Leidenschaften, bis sie — nahezu 250 Jahre später — einen Widerhall fand bei Hahnemann und bei Rademacher. In der Einleitung zu seinem Werke bietet der Letztere ein wahrheitsgetreues, auf mühe-

*) lenden = hingelangen, hingehen.

vollen, historischen Forschungen sich aufbauendes Bild von Hohenheims wahrem Charakter, das kein Geschichtsfreund wird entbehren mögen, das aber jeder Wissbegierige mühelos und mit hohem Interesse lesen wird.

IIIa. Eigentliche Paracelsisten.

Nach dem bisher Erörterten haben wir wohl das Recht zu sagen, dass auch der Arzt Paracelsus — ganz abgesehen von dem „Philosophen" (im jetzigen Wortsinne) Paracelsus — seitens der Geschichte der Medizin noch keineswegs richtig und sachgemäss gewürdigt ist. Denn seine hervorragende ärztliche Bedeutung beruht eben nicht darin, dass er die Chemie, bz. chemische Präparate in die Medizin einführte oder vielmehr deren bereits früher ab und an begonnene Einführung befestigte und sicherte; auch nicht Das ist sein hervorragendstes Verdienst, dass er gegen arge Missbräuche der sogenannten Galeniker ankämpfte, noch dass er betreffs der damals fast unheilbaren Syphilis zuerst eigenartige Untersuchungen anstellte und Hülfe zu bringen wusste; sondern sein ebenso rückhaltlos angestaunter, wie hämisch ihm nachgetragener Triumph als damals beispiellos glücklicher Arzt beruhte in dem völlig andersartigen Axiom, dem gemäss er seine Heilmittel wählte und anwendete.

Dass er der Erste war, der das früher nur für die ältere Physiologie giltige Aehnlichkeitsgesetz dabei verwendete, haben wir nachgewiesen. Dass er eine andersartige Erkenntniss der Heilmittel besass als die damalige Zeit, — dass er nämlich bereits auf spezifisch wirksame Kräfte einzelner Medicamente für einzelne Krankheitsformen hinwies, erkannten wir gleichfalls; nicht aber, auf welche Weise er diese „spezifischen" Heilkräfte seiner Medicamente ergründete. Letzteres betrachtete er vielmehr als sein Geheimniss. Allein gerade diejenigen seiner Nachfolger, welche wir schulgemäss „Paracelsisten" nennen, verrathen uns über dies Geheimniss auch nicht das Allergeringste. Und in Hinsicht dessen müssen wir behaupten, dass die Geschichte der Medizin wirkliche Paracelsisten gar nicht kennt bis auf Rademacher, bz. Hahnemann.

Gelehrtenverhältnisse jener Zeit, namentlich im Umkreise der Naturwissenschaften, dürfen aber nicht im Geringsten mit heutigem Maassstabe oder nach den Angaben unserer Universal- und Conversationslexiken bemessen werden, welche sämmtlich hier blinde

Führer sind. Alles Wissen des 16. Jahrhunderts wird in jedweder Facultät geaicht nach dem theologischen placet; fehlt dieses, so wird es verketzert, und das nicht nur etwa von den Fachtheologen, sondern von den weltlichen Corporationen, Parlamenten, Facultäten u. s. w. nicht minder; man denke z. B. nur der wissenschaftlichen Verdammungssystematik, welche so unendlich lange Zeit zu Paris herrschte. Die hochwohlweisen Ansichten solcher Majoritäten sind aber massgebend geblieben bis heut, und der Begriff mittelalterlicher „Mystik" ist der überwiegenden Mehrzahl heutiger Gelehrter noch ein Buch mit sieben Siegeln, da dieselbe zwischen theologischer „Mystik" und wissenschaftlicher „Mystik" so wenig zu unterscheiden gewohnt ist, wie zwischen „Mystik" und „Mysticismus" und „Orthodoxie" mit oder ohne Mysticismen, so hier im kirchlichen, wie dort im gelehrten Gebietskreise. Im letzteren aber — und hier ganz besonders im Bereiche der damaligen „Philosophie" — ein Wort, welches derzeit ausschliesslich „Naturkunde" bedeutet — herrscht eine starke Reaction gegen kirchliche Bevormundung gerade in den Kreisen hochbedeutendster Vertreter der alten Naturkunde, welche der Kirchenlehre unter dem Banner der theosophischen Kabala sich entgegengestellt, daher diese Männer sich selbst „Mystiker" nennen. Denn Kabala, Alchemie und Astrologie — damals thatsächlich noch „Wissenschaften" — bilden in ihrem Vereine die uralte „Mathesis", welche als unmittelbare dereinstige Gottesoffenbarung, die „heilige" heisst. Und eben diese Jünger der Mathesis sind es, welche (— namentlich seit Reuchlin, aber auch vor diesem bereits alle Schüler des Raymundus Lullus —) in einem grösseren Geheimbunde mit einander verkehrten, den wir nach heutigen Begriffen als eine „Fortschrittspartei" bezeichnen würden, insofern hier wirklich ernster Fortschrittstrieb dem unter kirchlicher Sanction usuellen Lehrsysteme entgegentritt. Diesem Vereine ist eigenthümlich, dass dessen Angehörige ihr Können und Wissen nicht, wie jetzige Gelehrte, als ihr Privateigenthum betrachten, mit dem sie frei schalten und walten dürften, sondern in wahrhaft rührender Bescheidenheit als ein Gotteslehen, das zwar der Allgemeinheit indirect, allein nicht direct zu Gute kommen dürfe. Es gilt diesen allen demnach als Pflicht, von den Zeiten der egyptisch-griechischen Jünger der Mathesis herab, insofern sie schreiben, „mystisch und quasi sub velamine" die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen, so dass sie nur

von ihres Gleichen — nicht aber von den „Profanen“ verstanden werden können. So sind denn auch die vielverspotteten dunklen Bilder alchemischer Prozesse (— unter welchen man sich freilich nicht denken muss, dass sie samt und sonders nur der künstlichen Golderzeugung gegolten hätten —) keineswegs etwa hohle Narrenspossen, sondern sie hatten wirklich ernste Bedeutungen, für welche uns seit der Zeit des dreissigjährigen Krieges und dem allmähligen Erlöschen jener Geheimgelehrten leider der Schlüssel, der sie erklärte, gänzlich verloren gegangen ist.*)

Eine fernere Gepflogenheit dieser Geheimgelehrten war es nicht nur, dass sie in ihren rüstigen Jahren vielfach reisten, um die Meister ihrer Wissenschaften aufzusuchen und von diesen willig ertheilte Belehrung zu empfangen, insofern sie als Geistesverwandte sich zu legitimiren vermochten, sondern es pflegten die Meister auch gehalten zu sein, sich vor ihrem Tode irgend einen anderen Mann ihrer Genossen, den sie Dessen am würdigsten erachteten, als ihren Schüler oder „Erben“ ihres geistigen Wissens auszulesen, dem sie rückhaltlos das letztere mittheilten, damit es fortwirken könne und der Allgemeinheit nicht verloren gehe.

Diese Sitten nahm ganz vorzugsweise auch der alte und echte Geheimbund der Rosenkreuzer an, der in Deutschland seit 1614 sich auszubreiten begann, gegen 1625 durch den grossen Krieg aber bereits erlosch, und von welchem die allbekannten Rosenkreuzer des vor. Jahrhunderts nur als ein erbärmlicher, wissensloser und vorzugsweise einer traurigen Industrie verfallener Abklatsch gelten können. Die bisher allgemein angenommene Ansicht, welche namentlich durch Nicolai's und Buhle's oberflächliche Arbeiten Geltung gewonnen hatte, als ob jene eigentlichen Rosenkreuzer aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts nie existirt hätten und nur eine Erfindung des damaligen württembergischen Theologen Johann Valentin Andreae gewesen wären, habe ich anderswo durch eingehende Quellenstudien als völlig unbegründet nachgewiesen.

Diese Rosenkreuzer also existirten thatsächlich, und interessant für uns ist, dass sie nicht allein mit ganz besonderer Hochachtung und Auszeichnung des Paracelsus (namentlich in ihrer „Fama“) gedenken, sondern dass eins ihrer Gesetze sie verpflichtete, sich der unentgeltlichen Krankenpflege und -Behand-

*) Vgl. hierüber auch H. Kopp: „Die Alchemie“, und dessen sonstige Schriften.

lung zu widmen. Darüber nun legt ein Mann ein hochüberraschendes Zeugniss ab, dessen Urtheil ein unantastbares in der Hauptsache sein darf und das wir hier zum Theil reproduciren müssen, wie sehr auch zu bedauern bleibt, dass dieser Zeuge selbst ein Rosenkreuzer war und als solcher über die „Arcana des Geheimbundes“ nicht rückhaltlos sachliche Auskunft geben konnte. Aus diesem Zeugnisse ist aber — zusammengehalten mit der tiefen Verehrung der deutschen Rosenkreuzer für Paracelsus — meiner Ansicht nach der Schluss zulässig, dass auf jene Rosenkreuzer in dem geschilderten Wege der „Vererbung“ das eigentliche Geheimniss der Anwendungsweise herabgelangt sein müsse, deren Paracelsus bei seinen Mitteln sich bediente, und dass daher jene Rosenkreuzer vermuthlich als die einzigen „praktischen Paracelsisten“ gelten dürften, von denen die Geschichte eine Wahrscheinlichkeitsspur enthält. Denn dass Paracelsus den Kabalisten jener Zeit beigezählt worden und auch gerade in dieser ausschlaggebenden Richtung zu den Ahnen der Rosenkreuzer gezählt werden müsse, darüber kann Niemandem ein Zweifel sein, der auch nach dieser Seite als Sachverständiger die Schriften Hohenheims und namentlich seine kosmogonische Lehre gelesen hat. Bevor wir aber von unserem ersten Gewährsmann, dem Dr. Mich. Mayer, sprechen, sei hier noch eines anderen hervorragenden Rosenkreuzers vorwegnehmend gedacht, nämlich des englischen Arztes und Professors der Anatomie zu London, Dr. Robert Fludd. Auch dieser gründete nicht nur seine kosmogonische Theorie auf chemisch-physikalische Anschauungen, nämlich auf das Walten von Sympathien und Antipathien, sondern er vertheidigte auch öffentlich (namentlich gegen Foster) eine nun zwar verschollene, aber dem Namen nach allbekannte Lehre, Krankheiten zu heilen bz. zu erzeugen durch „sympathische bz. antipathische“ Stoffe. Ob Fludd diese — offenbar dem Aehnlichkeitsgesetz in mystischer Uebertreibung so nahe kommenden — „sympatethischen Curen“ erfand oder bereits Vorhandenes nur weiter ausführte, vermag ich nicht zu sagen. Mindestens hebt so Fludd's, wie Maier's Gedankenrichtung es über das Niveau einer blossen Conjectur, wenn wir glauben, die geheime Heilart der Rosenkreuzer müsse sich auf das Aehnlichkeitsgesetz gestützt haben, obgleich sowohl Fludd (übrigens ein warmer Anhänger des Paracelsus), wie dieser selbst, als auch M. Maier es dunkel lassen, wie die Vergleichspunkte zwischen Krankheit und Heilmittel gewählt wurden. Wenn Rade-

macher glaubt, nur „nach den astris“, also gemäss epidemischen Momenten, so spricht dagegen, dass bei Paracelsus u. a. gerade seine Heilung von Wassersuchten vielfach gerühmt wurden, welche doch gewiss nur in selteneren Fällen aus ursprünglich epidemischer Erkrankung heut wie damals erwachsen sein werden. Allein von etwaigen Prüfungen von Droguen an Gesunden findet sich hinwiederum nirgend eine Spur, wiewohl man einige Aeusserungen Maiers auf irgend welche „erfahrungsgemässe Prüfungen der Arzneimittel“, auf irgend welche Methode von „Prüfungen“ unbedingt beziehen muss.

Maier äussert sich zurückhaltender als Fludd über den Paracelsus; allein diese Zurückhaltnng gründet sich vorzugsweis auf die üble Beleumundung des Menschen. Ob M. Maier dem Arzt Paracelsus besondere Aufmerksamkeit je gewidmet, wage ich nicht zu entscheiden; allein irgend welche Beläge dafür fand ich in Maier's Schriften nirgend.

Ueber die Person des Letzteren habe ich nur noch zu bemerken, dass dieselbe in mehrfacher Beziehung eine bekannte ist. Er war einer der hervorragendsten Schriftsteller der Alchemie in jener Zeit, als diese — fussend auf der Aristotelischen Lehre von der Einheit der metallischen Elemente — mit auch theoretischer Berechtigung so gut eine „Wissenschaft“ sich nennen durfte, als heut die auf eine ganz andere Elementenhypothese sich stützende Chemie. Da seine Darstellungen jedoch ausschliesslich jene Bildersprache — zum Theile sogar Bilder selbst — benutzen, so haben wir über seine Bedeutung als Alchemist kein Urtheil. Bekannter noch ward derselbe durch seine hervorragende ärztliche Stellung als Leibarzt Kaiser Rudolf II. Dieselbe trug ihm indessen nicht nur den Titel Pfalzgraf (Comes palatinus) ein, sondern — was schwerer wiegt — die Hochachtung der hervorragendsten Aerzte noch lange nach dem Sturze dieses Kaisers, da Maier in Magdeburg lebte, wie die Widmungen gegenseitiger Schriften beweisen. Sehr bekannt ist M. Maier endlich noch als hervorragendster Vertheidiger der alten, so schnell aus der Geschichte verschwindenden Rosenkreuzer. In diesen Schriften verbindet er eine grosse Fülle von Gelehrsamkeit mit sehr besonnenem, ruhigem Urtheile, aber ebenso auch mit hoher Sittenreinheit und Charaktereinfachheit. Er ward erst in seinen letzten Lebensjahren Rosenkreuzer, nämlich erst um 1617, während er 1622 bereits starb. Um so auffälliger also ist die überaus lebhafte, wahrhaft überraschende

Bewunderung und Anerkennung, welche er jetzt den ihm zugänglich gewordenen Geheimnissen der Medizin dieser Brüderschaft zollt, deren fünf Gesetze er in seiner Themis aurea, h. e.: De legibus fraternitatis R. C. tractatus etc. Francofurti 1618 sehr eingehend vertheidigte.

Erstes Gesetz dieser Brüderschaft war: Kranke unentgeltlich zu heilen.

Die Brüderschaft zählte zwar mehrere Aerzte zu ihren Mitgliedern; allein Maier vertheidigt lebhaft die Befähigung auch der nichtärztlichen Mitglieder des Geheimbundes, ärztliche Thätigkeit auszuüben, was bei der fleckenlosen Reinheit seines Charakters lediglich auf Conto der von ihm so bewunderten Methode jener Arzneikunde zu setzen ist. Wir entnehmen dieser Themis aurea folgende Einzelstellen; deren erste Sätze gleich beweisen, dass Vegetabilien von specifischen Eigenthümlichkeiten nach dem Aehnlichkeitsgesetze zur Heilung von Krankheiten angewendet wurden.

Cap. V.

Quantum vero ab experientia innotuit, habent selectissima vegetabilia, tempore convenienti collecta, quae characterismum suae proprietatis efficacissime ostendunt impressum, usu probatissima, nec sola ociosa speculatione inventa. His utuntur in morbis, quibus maxime appropriantur. Ubi enim qualitas illa specifica cujusdam simplicis operari debet, non oportet eam confundere vel obtundere cum innumeris aliis, in hoc vel illo gradu (ut aestimatur) calidis, frigidis, humidis vel siccis, ex primis qualitatibus ad alterandum, ex secundis ad incrassandum vel attenuandum, et sic de reliquis; sed necessum est, ut pro suo valore quodque pugnet, suamque vim contra hostem exerceat, quod si vero unum ab alio conturbetur, morbus, velut hostis, grassatur latius, et potius in sede sua stabilitur, quam inde expellatur.

Nec vero scio, an sit ille bonus dogmaticus et rationalis medicus habendus, qui habeat longas illas tabulas omnium simplicium fere in procinctu, qualitatis calidae primi gradus, secundi, tertii et quarti, ita quoque frigiditatis, humiditatis et siccitatis, et sic de secundis et tertiis qualitatibus dicendum,

atque si ad aegrum veniat, hinc tamquam ex equo Trojano omnem suam militiam seu armaturam depromat, cum interim ignoret veras et proprias qualitates eorundem simplicium, quibus morbos oppugnet, an vero alter, qui eadem noscat, sed non usurpet, nisi cum experimenti ratione ea approbet, seligat ex omni numero pauca, probata, infallibilia, misceat cum judicio, non ut videantur multa, sed apta, et effectus sequens Rationem praeviam non eludat, qui occultas proprietates seu specificas virtutes cujusque simplicis habeat cognitas et in quoque morbo delectum ejusmodi Triariorum Remediorum instituat, quibus magis fidendum, quam tumultuariae congeriei innumerorum? Habemus enim nunc Oceanum medicamentorum, ut magis cogitandum sit medico de delectu, quam congestu. Nam copia sola remediorum non vincit morbum, ut nec militum hostem, sed qualitas efficax, ordo et modus iis utendi, rei et naturae conveniens, dexteritas et foelicitas medici in tempore et loco singula adhibentis, etiamsi sunt numero pauciora. . . .

Ita et judicandum de medicis auxiliis, quae si numero excedant, potius inter se bella civilia et intestina, quam adversus hostiles morbos, suscipiunt et gerunt. Fit nam in iis tam variis confusio proprietatum specificarum et unius impeditio ab alia, cum tamen ea sola sit virtus, quae naturae amica, morbo inimica resistat, et de hoc illi victoriam polliceatur.

Cap. VII.

. . . Longe equidem facilius est, regulas universales ab aliis accipere, et juxta generalia praecepta judicare de specialibus, quam singularum specierum lustrationem et delectum instituere per experimenta et effecta, sed illud longe incertius et veritati rerum inconvenientius, quam hoc agnoscitur. . . . .

Cap. VIII.

Ita si quis morbos diversos curare et propulsare velit, faciet id certius et foelicius Remediis appropriatis ad singulos, licet sint non magni valoris vel precii, quam preciosis, caris, non appropriatis, cuiuscunque sint nominis. Non unus homo, etiamsi sit Centimanus ille

Briareus, magnum exercitum variasque phalanges superare potest hoc aevo, sed exercitatissimi milites, longo usu animati, justa manu id praestare possunt, praesertim si cum singulis singulatim, ut cum morbis, dimicandum sit. Sic nec unum remedium multas aegritudines tam exacte vincere potest in genere, quam multa et probatissima in specie . . . .

Cap. IX.

. . . Personae maneant intactae, communis hostis est morbus, ejusque causa et effectus seu symptomata. In hunc Medici insiliant, tanquam canes in lupos, nec se invicem allatrent, aut mordeant, quod signum est degenerum. Taceant, qui nil nisi latrare noverunt; hominum est: ratione vincere, non sola oratione; intellectu, non rabie adversantem aggredi, quod monuisse sat est.

Hier geht ein Tadel des Paracelsus voraus wegen seines Herabsetzens anderer Curmethoden. Der Arzt solle die Medikamente auch der Galeniker prüfen.

Cap. XII.

Plantas tam poli, quam soli, non saltem nomine tenus, sed juxta virtutes illis naturaliter inditas, quoad licet, perfecte cognoscere, magna est Magiae naturalis et divinae pars; et bina folia immensi illius mundani libri in his studuisse Fratres, constat, cum ex ipsorum confessione et fama, tum aliunde.

Verum Fraternitatis axiomata in artibus et scientiis posita statuuntur immutabilia et infallibilia, cum ex principiis ad finem per ea, tanquam media, omnia tendant, quod est summae eorum perfectionis signum. Quod si ita est, oportet, curationes illas ex stellis*) et plantis deductas, cognitis singularum proprietatibus, esse certissimas, cum axiomata earum non anticipent effectus debitos, sed eos, ut verissimos et proprios ex causis suis educant et mutuentur. Qui igne elementari quid pollicetur calefacere, siccare vel ignire, vel in fugam vertere, non fallitur nec fallit, quia habet causam ea certo agentem in sua potestate; ita erit apud illos,

*) dass die Gestirne namentlich die epidemischen Krankheiten hervorbrächten und beeinflussten, ist bekanntlich eine der Hauptlehren des Paracelsus.

si alicujus morbi curationem suscipiant; non est dubium, quin illum percurent, cum habeant certa remedia in manu, et cognoscant tum morbi naturam, tum aegri per signa occultissima, vel etiam physiognomica, diagnostica, anamnestica et prognostica. Et haec omnia media sunt mere naturalia et thesaurus naturae, dona preciosissima Dei et arcana sapientioribus ad indagandum relicta. Nulla ipsis Magia in usu praesumitur, nisi naturalis, quae est scientia secretorum naturae, et non nisi viris piis, bonis et eruditis a Deo conceditur. . . . . .

. . . . Non itaque sunt Magi dicti Fratres, sed philosophi, non inexperti medici, sed longo rerum medicinalium usu exercitatissimi, quorum Remedia non solum sunt licita, sed manus Christi potentissimae et divinae. . . . .

Cap. 14.

. . . . Fratres R. C. domum reversi seu ad locum notum, ruminant quid boni egerint, novi audierint, miri viderint. Quid in artibus et scientiis didicerint, quid cum axiomatibus earum convenire, quid non observarint. Libris inscribitur, quicquid memoria dignum et scitu necessarium, ut ad successores idem perveniat, quod ab illis ratione indagatum, vel experientia probatum est. Sic cumulus doctrinae accrescit et individua plurima faciunt speciem, hoc est: singulorum experimenta dant axiomata et universalia, quae deinde intellectus contemplatur amplius volvendo et revolvendo, donec indubitata et certissima appareant.

Aus diesen Auszügen geht zur Genüge hervor, dass weder die Seltenheit noch die Kostbarkeit einzelner Medikamente, wie die damalige Zeitsitte solche liebte, es war, welche die Aufmerksamkeit des alten, hocherfahrenen Berichterstatters fesselte; er rühmt — im Gegentheile — deren Einfachheit. Dahingegen überrascht ihn die Methode — „das Axiom“ — wonach „spezifisch anerkannte simplicia“ dem Krankheitsfalle „appropriirt“ wurden, d. h. dem Spezifischen des Krankheitsfalles musste „das Spezifische des Heilmittels nach der naturgemäss demselben innewohnenden Eigenschaftlichkeit (virtus)“ gegenübergestellt werden. Dass dies

aber nicht nach der Galenischen Vier-Elemententheorie geschah, versichert M. Maier obenein ausdrücklich. Wer aber hatte denn ein derartiges Axiom in der nachgalenischen Zeit etwa aufgestellt, als einzig und allein derselbe Paracelsus, dessen Verdienste um ihren „Orden" die Rosenkreuzer in ihrer Schrift „Fama fraternitatis" so nachdrücklich hervorgehoben hatten? Geschah es denn nicht eben deswegen, dass Andreas Libau (Libavius) in seiner Gegenschrift „Wohlmeinendes Bedenken etc." vom Jahre 1616 — also kurz vor seinem Tode — so leidenschaftlich gegen die Rosenkreuzer zu Felde zog; denn was ist dieses Buch anders als eine seichte Schmähschrift gegen Paracelsus und alle seine Anhänger?

Wenn Fachmediziner von „Paracelsisten" sprechen, so sollten mit diesem Namen nur Männer bezeichnet werden, welche eben die neue und eigenartige ärztliche Praxis im Sinne und Geiste Hohenheims betrieben. Als derartige eigentliche Paracelsisten vermag ich indessen nur jene Mitglieder des wahren Rosenkreuzerordens, welcher von 1614—1625 öffentlich hervortrat, gemäss Dr. Mich. Maiers Zeugniss anzuerkennen.

IIIb. Sogenannte „Paracelsisten".

§ 46. Diese grossen, weittragenden Gedanken nun — die Grundsäulen unserer heutigen Homöopathie — ersterben für die Oeffentlichkeit, wie es scheint, mit Paracelsus. Nicht aber erstirbt mit ihm das Similia similibus.

Eigenthümlich bleibt es übrigens, dass das Axiom „Similia similibus curantur" — (grade im Gegensatz zu Lebert's und vieler Allopathen und Homöopathen siegsgewisser Behauptung) in dieser prägnanten Fassung ebenso schwierig bei Paracelsus aufzufinden ist, wie es gleichwohl bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin in der Tagesliteratur jener Zeit und überhaupt im Munde der Leute sich erhält. Dafür hier nur ein Beispiel: Der bekannte württembergische Theologe Joh. Val. Andreae schildert in seiner Schrift „Turbo" die Streitsucht seiner Zeit S. 163 in verschiedenen Beispielen, so auch mit folgendem:

„Hic Similia similibus curari ait, alter dissimilibus.
Ad judicem. (sc. conveniunt.)

Die Aerzte aber nennt er (S. 155) Medici nimium invidiosi. Sollte man nicht glauben, das Buch sei heut geschrieben? Es ist aber bereits 1616 gedruckt. — Bedürfte es noch eines ferneren Beweises, dass Paracelsus dieses Axiom thatsächlich in

dem unserer heutigen Homöopathie gänzlich adäquaten Sinne gebraucht haben müsse, so ist dieser in dem Umstande zu finden, dass bei seinen Nachfolgern, den Paracelsisten, einige gefunden werden, welche dasselbe nun wirklich therapeutisch verwerthen; — aber wie? Der geniale Blick des Meisters erlischt; er ist missverstanden! Das alte sinnlose Spiel mit den Signaturen, verbunden mit astrologischen Narrheiten, etwa in dem Sinne, dass Sterne und Pflanzen in einer bestimmten Korrespondenz mit einander stehen und jedes Gestirn seiner Pflanze die Signatur seiner astralischen Potenz imprägnirt, findet man z. B. wiederum schon bei Oswald Crollius in seinem Tractatus de signaturis rerum internis. Derselbe starb 1609. Daher entnimmt möglicherweise mancher moderne Autor die souveräne Verachtung der sogenannten „Signaturen" Hohenheims. Getäuscht durch K. Sprengels Urtheil, das in Hinsicht des Paracelsus leider allzu viel Unzutreffendes bringt, schreibt man dessen Fehler mit wichtiger Mine ab und entblödet sich nicht, den genialen Lehrer für die Sünden des unfähigen Schülers zu peitschen. Aus jenem Similia similibus Hohenheims sinkt Crollius bereits hinab in die plattesten Untiefen der Isopathie und wird so der Urahn des Herrn Lux, ihres neuesten Wiederentdeckers. Der vielbelesene Rademacher führt (S. 89) gleichfalls ein Beispiel aus Crollius Schriften dafür an und es ist prägnant genug, um uns daran genügen zu lassen; nämlich:

> Cerebrum suillum phreneticis prodest; ideo etiam ii, qui memoriam amiserunt, cum juvamento (??) vescuntur cerebro porcino cum myristica et cinnamomo aromatisato.

Crollius wählte hiermit genau dasjenige Beispiel, welches Paracelsus grade als nicht zulässig anführte, und Rademacher setzt daher auch spottend hinzu: „Der Mann hat offenbar seines angebeteten Vorbilds Lehre schlecht begriffen!"

§ 47. Eine bedeutende Anzahl der deutschen Paracelsisten machte aber tabula rasa mit Hohenheims Gedanken und seiner, medizinischen Zwecken dienenden Chemie und verfolgt ganz einseitig das Ziel, den Stein der Weisen darzustellen, — allerdings weniger, um Gold zu machen, als um wiederum eine thatsächliche Universalmedizin zu finden. Dies spricht z. B. selbst der sonst geistvolle Mich. Maier in seinem Silentium post clamores direkt aus. Edit. alterae, Francofurti 1624, pag. 22:

> Quis igitur adeo pertinaci erit animo aut praepostera voluntate, ut neget, ex omnium preciosissimo metallo vel ejus

agente parte, veluti Quinta essentia, Medicinam efficacissimam educi posse, aut Tincturam aurificam esse Medicamentum morborum humani corporis tutissinum? — Hier ist Rückfall in's Altgewohnte! —

Andere jagen dem aurum potabile zu ähnlichen Zwecken nach; die überwiegende Mehrzahl freilich, hingerissen von der damaligen Hochflut religiöser Emanzipation vom Einflusse der katholischen Kirche, verliert sich in der schwärmerischen Secte der sonstigen Theosophen; nur wenige Andere, vor Allen der hochverdiente Rudolphus Glauberus, bauen später die Chemie weiter aus, für welche grade Paracelsus einen so gewaltigen Anstoss gegeben. Neben dieser Partei verfolgt eine andere (z. B. van Helmont) allerdings die ärztlich-chemische, praktische Richtung ihres Meisters, überbietet jedoch die ohnehin schon sehr überwiegende, philosophische Neigung desselben, Alles im Sinne chemischer Prozesse erklären zu wollen, bis zu einem derartigen Uebermasse, dass die iatrochemische Schule des Paracelsus gerade an diesem zur Manie sich steigernden Hange zu ausschliesslichem Chemismus kläglich zu Grunde ging und einer neuen Auflage der Galenischen Humoralpathologie vollkommen erlag. Zu diesen gehört namentlich Sylvius oder François de la Boë. Jeder grosse Gedanke des Meisters erlischt nunmehr in dem Chaos wüsten Geschreis pro oder contra Paracelsum, d. h. eigentlich: pro oder contra Aristotelem, dessen Autoritat Paracelsus mit wuchtigen Streichen erschüttert hatte. Der heutige Streit pro und contra Homoeopathiam liefert ein schwaches Miniaturbild des damaligen wuthentbrannten Kampfes namentlich in Frankreich; ein weniges schwächer in Deutschland. Doch während endlich die Paracelsisten in Deutschland am Chemiespleen unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges unmerklich ausstarben, — ebenso wie in aller Stille die Aristoteliker und Galeniker — einigen sich unvermerkt die nächstfolgenden ärztlichen Generationen in der Erkenntniss, dass weder die vier Aristotelischen Elemente, noch die allzueinseitige Jatrochemie (welche unter Sylvius jedweden Lebensvorgang nur aus dem angeblichen Säure- oder Alkalescenzgehalt aller Körpersäfte ableiten zu müssen wähnte) genügende Erklärung für den Lebens- bz. Krankheitsprozess bieten könne, und acceptiren die phlogistische Theorie. Von diesem Zeitpunkte ab löst sich jedoch die Chemie aus der ärztlichen Vormundschaft los und wird eine selbsständige d. h. ihrer selbst halber betriebene Wissenschaft. Zugleich

nimmt die Anatomie einen mächtigen Aufschwung und auch die Physiologie beginnt eine Wissenschaft zu werden. Gerade diesen beiden Disziplinen aber steht Galenos ipso jure näher, und so sind sie es, welche, wiewohl es keine Galeniker im Sinne des Mittelalters mehr giebt, unbesehens leider auch dem einseitigen kurativen Grundgedanken Galen's, das Wesen der Krankheiten zu ergründen, abermals eine so mächtige Stütze verleihen, dass die Wirkungen und Wohlthaten der Jatrochemiker vollkommen vergessen werden, ja! dass Paracelsus, des Galenos einstiger Widersacher, nur noch genannt wird, um aus alter, lieber Gewohnheit als Gegenstand einer nunmehr ebenso sinnlosen, als masslosen Anfeindung fortzuleben bei Denen, welche gerade die Chemie nicht mehr entbehren mögen und können.

Erst die allerneueste Zeit beginnt hie und da, dem gewaltigen Manne einige verschämte, noch immer halbgrollende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte, wie Rademacher sehr richtig bemerkt, „die Galeniker, die Pfaffen und die Weiber gegen sich aufgebracht"; Julianus Apostata dereinst nur die Geistlichkeit seines Jahrhunderts, und dennoch wird er bis heut verfehmt und verketzert. Theophrastus Paracelsus kann somit von besonderem Glücke für seine nur 300jährige Verlästerung sagen. Die Zeiten werden wirklich milder! —

§ 48. Diese damalige, ganz ungeheuere, heut fast selbst im Wissen der Gelehrten verschollene Erregung, welche — ausgehend von diesem alleinstehenden Manne — die ärztliche Welt der gesammten Erde durchkreiste, die verknöcherte Alleinherrschaft der Peripatetiker in der Naturwissenschaft stürzte und eine neue Aera im Schosse der letzteren inaugurirte trotz aller Missverständnisse, denen ihr Schöpfer seither ausgesetzt bleibt, musste selbstverständlich auch die Paracelsisten in England in Mitleidenschaft ziehen. Allein der Kampf, der dort entbrannte, war schwächer als in Deutschland und namentlich schwächer, als in Frankreich. Immerhin liefern die Bibliotheken den Beweis, dass er auch jenseits des Kanals mit Heftigkeit geführt wurde. Unter den Vorkämpfern für die neue Richtung glänzte dort ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, ein Polyhistor in der wahren Bedeutung des Worts, nämlich der geistvolle und feurige Professor der Anatomie, Dr. Robert Fludd. Durch diesen nun erfuhr das Similia similibus eine völlig neue, höchst interessante Auslegung. Damals nämlich hatte der Neapolitaner Giov. Batt. Porta, ein um 24 Jahre

älterer Zeitgenosse Fludd's und ein äusserst hervorragender Physiker seines Jahrhunderts, neue Beobachtungen gemacht und veröffentlicht über den Magnetismus, welche viel Aufsehen erregten und derentwegen er sich auch vor dem geistlichen Gerichte zu Rom zu verantworten hatte. Jene Beobachtungen nun gerade sind es, welche Fludd als den rothen Faden durchgehen lässt durch seine Philosophia moysaica und welche er therapeutisch zu verwenden sucht ganz besonders für das Similia similibus. Meine Leser werden sich erinnern, dass ich im ersten Abschnitt ein Beispiel beibrachte, welches erweist, dass bereits Galenos bei einem physiologischen Hergange die magnetische Kraft als einen Erklärungsgrund herangezogen hatte (s. § 21). Wie man das heutige homöopathische Aehnlichkeitsgesetz auf chemische Affinität gestützt wissen möchte, so entnimmt Fludd (— auch Robert de Fluctibus genannt —) seine Erklärung desselben dem dieser Erscheinung am nächsten stehenden physikalischen Gebiete und will das Walten des Aehnlichkeitsgesetzes durch magnetische Verwandtschaften begründen, welche er durch den Namen Harmonia, noch häufiger durch Sympathia bezeichnet; beiden stellt er natürlich die Antipathia gegenüber. In dem Wechselspiele der Sympathie und Antipathie, welches im kleineren Bilde der Magnetstab uns vorführe, sieht Fludd eine gewaltige Urkraft, welche das ganze Weltall durchdringe als Grund aller „Concordanzen" und aller Gegensätze im geistigen wie im körperlichen Gebiete, im Grössesten, wie im Kleinsten. Ich werde versuchen, Beweisstellen für diese Meinung zu allegiren. Doch führt Fludd dieselbe, immer verflochten mit kabalistischen Bildern und Gleichnissen, vom Himmel bis in alle Naturreiche der Erde, so weitläufig und eingehend durch, dass es mir schwer werden dürfte, ein knappes und dennoch genügend klares Citat allgemeinen Sinnes zu finden; ich muss daher Forscher auf seine Philosophia moysaica von der Sect. secund. libr. II membr. I bis zum Schlusse des Werks verweisen, nicht minder aber auch auf seine Expressio spongiae Fosterianae, eine Streitschrift für die Wirksamkeit des dereinst hoch angesehenen Unguentum armarium gegen die religiösen Einwürfe, welche Fludd's Landsmann, M. Foster, zu Ungunsten des Gebrauchs jener jetzt vergessenen Salbe erhoben hatte.

§ 49. Sein eigenartiger Grundgedanke, die kosmische Wirkung des Similia similibus auf magnetische Anziehung sich basirt zu denken, geräth indessen, übergeführt auf therapeutische Specialitäten, auf sehr

sonderbare Abwege und in diesen entfernt sich Fludd auch gänzlich von Hohenheims hochbedeutenden Gedanken, wie wir sie im Vorhergehenden kennen lernten. Er klammert sich nunmehr nämlich so vollständig fest an den Typus des Magneten, dass er im Thierreiche, sowie im Pflanzen- und Mineralreiche Körper sucht, welche ihre „vis attractiva" in jener sonderbaren, geheimnissvollen Weise an den Tag legen sollen, welche wir heut im Volksmunde als das Wesen der sogenannten „Sympathetischen Mittel" par distance kennen.

Für die Anwendungsweise derselben aber wird wiederum die Astrologie mit herangezogen; es ist für Fludd wesentlich, ob zur Zeit des Gebrauchs einer der guten oder einer der bösen Planeten herrsche, d. h. ob er hoch oder tief am Himmel und ob und in welcher Conjunktion er zu anderen Planeten stehe.

> „Exempli gratia: In inflammatione oculorum radix malvae communis ad occiput firmiter liga, quum sol est in medietate virginis." Phil. Moysaic.

Aus jener Zeit stammen viele Vorschriften, welche im gemeinen Leben noch heut gang und gäbe sind, z. B. dass man die Haare nicht bei abnehmendem, sondern bei zunehmendem Mond schneiden lassen müsse. Auch die Isopathie, nur etwas modifizirt, tritt wieder bei ihm ein in ihre Crollius'schen Rechte. (Die Rhinoplastik, aber aus dem Arme eines Anderen hergestellt, wurde damals schon ausgeübt. Stirbt aber der Mensch, aus dessen Arme die Nase gebildet ward, so fault von dessen Todestage ab die neue Nase unfehlbar. (Phil. Mos. lib. II).

Alle die Abirrungen, vor welchen Paracelsus so eindringend gewarnt, brechen noch einmal gewaltsam empor; seine Zeit hatte ihn noch zu wenig verstanden. Andererseits hatte auch seine unselige Spottlust die Gemüther verwirrt, insofern er bald im trockensten Ernste die lächerlichsten Albernheiten, an denen das 16. Jahrhundert so überreich war, als ausgemachte Wahrheit am einen Orte reproduzirte, während er dieselben Märchen am anderen Orte verspottet und endlich am dritten vielleicht erst seine eigentlichen Gedanken und Meinungen vorträgt; ein thörichter Fehler, den er, sowie die wahre Wissenschaft, bitter zu büssen hatten!

Mit Erstaunen sehen wir also, dass diese verrufenen „sympathetischen Kuren" keineswegs dem Aberglauben des gemeinen Mannes, sondern thatsächlich „den Männern der Wissenschaft" ihre Entstehung verdankten. Nur möchte ich im Geringsten nicht

zu dem Irrthume Anlass geben, dass etwa die Galeniker erhaben über diese Kurmethoden, oder über Astrologie und jegliche Art von sogenanntem Mysticismus gestanden hätten; nicht im Entferntesten! Die Mummia vielmehr — also der wesentlichste Bestandtheil in dem vielberufenen Unguentum armarium der damaligen Zeit, repräsentirt zugleich den vornehmsten animalischen „Magneten“ von Fludd. Sie war überhaupt damals ein gar beliebter und kostbarer Bestandtheil der Apotheken. Denn die Mumien waren nach gerade bekannt und als Arzneistoffe von unschätzbarem Werthe aus Egypten importirt worden; alle Welt brauchte sie; nur dass die Galeniker dieselben schlechthin medikamentös verwertheten, während Fludd das Warum? ihrer Wirkung zu erklären sucht. Sein Gegner Foster erblickt auch nicht etwa eine Irreligiosität darin, dass Mumientheile arzneilich verwendet werden, noch tadelt er von irgend einem sonstigen Gesichtspunkte aus deren Gebrauch, noch bezweifelt er etwa ihre Wirksamkeit. Man glaubte eben vielfach — und so auch Fludd — dass wenn irgend eine schneidende Waffe, welche einen Menschen verletzt hatte, dem Besitzer dieser kostbaren Salbe auf viele Meilen Entfernung hingebracht und von diesem an der Stelle, wo sie in das lebende Fleisch eingedrungen sei, mit der Salbe überdeckt und an einem nicht zu kalten Orte unbewegt verborgen gehalten würde, so heile von Stund' an jene Wunde. Hiergegen legt Foster nur die Verwahrung ein:

> „primum non est ex institutione divina, „quia nullibi in sacris (sc. scripturis) utatur“; secundo naturaliter non operatur eo, quod operatur modo ab omnibus aliis agentibus diverso: Est enim regula inter Theologos et Philosophos: nullum agens agere ad distans . . . . ergo non operatur naturaliter. . . . . Iudicet igitur judicio ac pietate pollens lector, an medici Unguenti armarii „Deum non effingant ex unguento suo et an Idolatriam non committant“, attribuendo id paucillo linimento propriae suae confectionis, quod solius Dei, rerum omninum opificis, est proprium.“

Also die behauptete Wirkung an sich anzuzweifeln, oder experimentell zu widerlegen, fällt Foster nicht entfernt bei. Nur die „natürliche“ bz. bibelgerechte Wirkungsweise wird bestritten; folglich ist Kakomagia im Spiele, folglich der Gebrauch der Salbe gottlos. O tempora, o mores! Heut führt man ähnlich wesenlose Angriffe, nur mit anderen Worten! —

§. 50. Der Gegenstand ist zu wichtig, als das ich nicht strikte Beweise zu liefern hätte, dass nicht etwa die Paracelsisten — wie sie freilich Mitgläubige waren — so auch die Erfinder der „sympathetischen Kuren" gewesen wären, welchen sie vielmehr nur in Fludd's Person die Begründung durch das Similia similibus, wurzelnd in „magnetischer Sympathie" unterlegen. So referirt Fludd von einem Nicht-Paracelsisten: (fol. 132 column. 3. edit. Philosoph. Moysaic. Goudae 1638)*)

> Johannes Rumelius Pharamondus fassus est, se saepius podagram praedictis mediis, nimirum eadem transplantationis via (scil. per foramina arborum terebrâ excavata) curasse: Nam abscissis capillis tibiarum et crurum et abrasis unguibus pedum (foramine prius ut antea in quercus centrum usque facto) eos in cavitatem illam instruit, tunc foramen clavo ex eodem ligno facto obturat ac denique locum fimo vaccino oblinit. etc.

Aehnlicher Beispiele findet man im 3. Buche der sectio secunda des genannten Werkes von den verschiedensten Autoren eine ziemliche Blumenlese. Schade nur um den Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, welchen Fludd für die Erklärung des Grundes derartiger Heilprozesse verschwendet und — um die unbegreifbare Leichtgläubigkeit, welche damals alle Welt und auch ihn beherrschte! Einen absoluten Beweis liefert u. A. auch Zimara dafür, (s. § 53. Anm.) dass die mummia, die usnea und noch viel wunderlichere und widerwärtigere Präparate schon vor Paracelsus bei den Galenikern ganz allgemein im Gebrauch waren und nach Art der sympathetischen Kuren angewendet wurden, jedoch ohne diesen Titel, den ich bisher nur bei Fludd auffand.

§. 51. Nachdem wir soeben die Abwege vorweg genommen haben, auf welche Fludd und seine Zeit mit der praktischen Anwendbarkeit des Similia similibus gerathen war, und nachdem wir gesehen, dass er zwar ein Similia similibus schreibt, dahingegen dieses Axiom stets isopathisch denkt und anzuwenden sucht, müssen wir einige wenige Beispiele aufbringen, um zu zeigen, in welcher hervorragenden Weise das so gänzlich verkehrt angewendete Aehnlichkeitsgesetz damals die Gedanken — die philosophischen, wie die therapeutischen — der letzten Paracelsisten und ganz besonders die Gedankenwelt Fludd's

*) Es ist das diejenige Ausgabe, nach welcher ich hier stets citire.

beherrschte, der bereits auf dieses Axiom thatsächlich ein seine Weltansicht begründendes System baute. Seine Werke sind, wie ich glaube, zu selten, als dass den Lesern einige direkte Beispiele für meine Behauptung nicht erwünscht sein würden; die Beispiele habe ich mich bemüht so zu wählen, dass sie uns aus seinen Allgemeinideen über das Similia similibus in die medizinische Besonderheit hinüber leiten. Die Seitenzahl ist nach der bereits erwähnten Ausgabe der Philosophia Moysaica, Goudae 1638 gewählt, welche etwa ein Jahr nach dem Tode des Autors erschien:

> Si subtili rationis nostrae intuitu meatus invisibiles et antra arcana eiusdem invenire, ac tum postea punctum seu essentiam earum essentiarum centralem observare ac denique internam cuiuslibet actionis caussam detegere queamus, facillimum esset caetera superare, cum, quae externo effectu apparent similia, debent necessario esse homogenea: hoc est: unius eiusdemque conditionis, respectu naturarum suarum internarum. Fol. 97. col. 1.
>
> Notum feci vobis in praecedentibus, quod duae proprietates essent more archetypico seu ideali et complicito in una radicali unitate seu essentia aeterna comprehensae, quarum una ab eius (scil. Dei) Noluntate et altera ab eius Voluntate est producta. Ecce hic radicem, ex qua originaliter cum Sympathia tum Antipathia est orta, quarum haec a proprietate privativa, seu Noluntate divina, illa a positiva, seu voluntate eius, initium ducit. . . . .
>
> Hinc intueri potestis dua concordiae et discordiae, amoris, inquam, et odii, et consequenter Sympathiae et Antipathiae principia, quorum effectibus scripturae sacrae atque etiam philosophorum scripta et gesta sunt plena. Fol. 92. col. 1.—Fol. 93. col. 1.
>
> Agrippa haud inconsulte confirmat: In rebus (sc. inveniuntur) proprietates occultae, non ab elementali natura sed coelitus insitae, sensibus nostris occultae, rationi vix denique notae: quae quidem a vita spirituque mundi per ipsos stellarum radios proficiscuntur, quae a nobis non aliter, quam experientia et conjecturis indagari possunt. Scire ergo debes, quod una quaeque res movet ad suum simile et inclinat ad ipsum secundum totum posse suum. Fol. 95. col. 1.

In animo meo igitur est, grano tritici insistere, quod, quum in terra sit mortuum et putrefactum, radiosa solis influentia a morte resuscitatur. Nam simile, magnetica quadam virtute, attrahit ad se suum Simile, et Simile suo Simili gaudere solet ac simile resuscitatur et vivificatur; hoc est: a sua quiete centrali evocatur a suo simili illud evocante, alliciente et amplectente: atque, hac ratione, substantia radiosa (seu atomi solaris influentiae) in grano tritici ociosa manens et nihil operans — in centro eiusdem, jam grano corruptione dissoluto, excitatur a suo simili externo ad agendum et operandum pro sua ex coeno elementari seu viscosis compositionis elementariae ligamentis redemptione. Fol. 118. col. 4.

Wer sollte sich nicht wahrhaft erfreuen an der Kraft und Schönheit dieses bildlichen Gedankens!

Aber auch darauf möchte ich hinweisen, dass hier die Anregung zur „actio" der Similität zugewiesen wird, während wir oben bei Albertus Magnus, als einem Anhänger der Aristotelischen Vierelemententheorie, gegentheilig lasen: „omnis actio fit gratia contrietatis" (s. § 18.)

Indem er seine Betrachtungen über magnetische Kraft weiter fortführt, spricht nun Fludd auch über die im Haushalt des Organismus so hochwichtigen abstossenden Kräfte. Welch ein gewaltiger Unterschied tritt nunmehr schon hervor im Gegensatz zu den ungefügeren Anschauungen Galen's und namentlich denen des Albertus Magnus:

Invenimus in magnete omnes passiones tam sympatheticas quam antipatheticas, quae matrem suam, terram, afficiunt. Nam habet in se suos polos cum terra, omnesque inconformitates in natura evitat effugitque ab illo, quod est suae naturae contrarium; ut terra. Atque iterum sympathizat cum eo, quod est sibi in natura simile: aequinoctium, coluros, meridianos ac tropicos haud aliter, quam terra sibi vendicat; ac denique non modo sensum in suo motu arguit, sed etiam quandam in sua actione rationem manifestat: nimirum, in recusando illud, quod est naturae suae contrarium et amplectando atque desiderando id, quod est conditioni atque harmoniae suae magis conveniens. Fol. 96. col. 1.

Dies erinnert doch nun vollends an die moderne, sogenannte „elektive Thätigkeit“ der Zellen à la Virchow! —

Praeterea notum est factum, quod ut simile, exsistens salubre, soleat suum simile more salutari recipere, ita etiam simile exsistens corruptum, more antipathetico idque ad distans, inficit et intoxicat suum simile, quod erat sanum.

. . . . atque etiam unus phtisicus sive pulmones ulceratos habens, pulmones alterius hominis suo anhelitu etiam ad distantiam convenientem vulnerat et laedit, idque applicatione seu concurrentia duarum irradiationum unius naturae, quarum una est more antipathetico affecta, atque veneno et aliam etiam, cui applicat, contaminare solet.

Fol. 118. col. 1.

§ 52. Dass mit den Giften, namentlich mit den geheimen, zu denen man die sogenannte mummia spiritualis zählte, (über welche Fludd im letzten Buche seines hier angezogenen Werkes spricht) ein schändlicher Missbrauch getrieben werden könne, gesteht dieser Autor natürlich ein und nennt in bitterem Zorne derartige Bösewichter abominabiles ministros et filios Satanae und Diabolos incarnatos super terram, dennoch hält er fest daran, dass die Aerzte sich sehr genau um die Gifte kümmern müssten und sagt hierüber:

Scholastici discunt ab Aristostele artem sophisticationum et fallaciarum non ut decipiant, sed ut praeveniant fallaciam, et sic honestus, artificiosissimus ac fidelis medicus mysteria veneni, maxime spiritualis, scrutatur non cumintento intoxicandi aut damna inferendi, sed ut majore cum certitudine et efficacia vigorosa moliatur ad curationem morbi, et ut caussam, ea prius nota, tollat; natura cum venenis probe intellecta, curatio erit certior. Vulnus venenosum viperae (ut dixi) curatur antidoto theriacali, in cuius compositionem caro viperarum ingreditur: oleum scorpionum, seu ipse scorpio per se contusus, curat ictum scorpionis idque attractione quadam magnetica sui similis. Quod quum ita sit, cur non prudens medicus intueatur naturam venenorum spiritualium aeque ac spiritualia alexiteria, quae sunt in homine, cum venenum, quod vulnerat, deprehendimus esse ratione suae homogenitatis in natura magnetem perfectissimum ad sugendum ad se suum simile? Si per

suam mummiam in homine curare possunt ac tollere corruptionem seu venenum, quod similis eius natura accidentaliter imbibit, numquid fas est, scire unum aeque ac alterum?

Fol. 150. col. 2.

§. 53. Nunmehr aber leitet uns Fludd ohne Gnade in das widerliche Gebiet der Isopathie:

Ut spiritus unione quadam cunguntur invicem et multiplicantur ad instar olei oleo additi, sic flamma contagiosa increscit et pascitur aequaliter utroque.

Nam ut sanus spiritus expetit societatem sui similis ad confortandum illud, et corruptus spiritus ita desiderat ac etiam concupiscit sanum spiritum ut sibi adversus inimicum suum adsistat: Ita corruptio sugitur et attrahitur ab utroque et antipathia cogitur inter eos quiescere, nec eos derelinquit, dum penetrarit et corroserit usque ad ipsa eorum viscera et intoxicarit illa. Et notandum est nobis, non esse spiritum venenatum, qui citius se iungat spiritui, quam talis, qui specificus est et naturae homogeneae. Haec enim est ratio, quod unius hominis spiritus infectus epidemia usque adeo multiplicat illam, potissimum in genere suo, ut etiam infectio illa maligna, dicta: „the murren“, furit praecipue in spiritu ovium nec tentat spiritum aggredi humanum. Nonne communiter videmus, similem naturam alteratam putrefactione maxime esse exitialem suo simili? Sic vermes eiecti e corpore et sicci in pulverem redacti, interna administratione enecant lumbricos: sputum rejectum a pulmonico post debitam praeparationem curat Phtisin: splen hominis praeparatum inimicum est spleni tumenti. Calculus vesicae aut renum per calcinationem curat ac dissolvit calculum: tactus manus mortui curat tumores scirrhosos: scorpio contusus aut corpus eius maceratum oleo curat vulnera scorpionum, et oleum viperae, ut etiam trochisci carnis, morsum viperae. Mortuus ac congelatus sanguis et excrescentia ex ossibus humanis salsa*)

*) Dieses angenehme Präparat war damals in den Apotheken vorräthig unter dem Namen: mosca, auch: usnea. Als ganz besonders heilkräftig galt die „usnea ex calvaria hominis diu suspensi“ und wenn diese nicht zu haben war, so die „usnea de ossibus laqueo praefocati“. Nicht minder giebt Dr. Zimara, Professor der Universität Padua, zwei Methoden an, um ein oleum cranii hominis darzustellen, von dem er sagt: Id quantum ad memoriam variosque

est antipathetica haemorrhagiae. Tandem nihil est, quod magis praepotens sit ad corrigendum impedimentum in spiritu, quam applicatio spiritus eiusdem specifici, alterati a natura sua per eius contrarietatem; sic etiam nihil est, quod citius inficiat naturam sanam, quam natura sibi ipsi homogenea, quae jam corruptionem induit. Atque haec est ratio, quod infirma ac corrupta mummia

morbos praecellat, nemo est vel tantillum in lectionibus authorum versatus, qui ignoret. Dieser gelehrte Mann ist Aristoteliker und als solcher ganz besonders dem Averrhoes zugethan — folglich bei Leibe nicht etwa ein „Mystiker"!! — Um jedoch dem Leser einen Vergleichspunkt zu bieten für die Heilkünste auch der wissenschaftlichen Gegner Hohenheims in damaliger Zeit, entlehne ich Zimara ein paar seiner Recepte gegen Epilepsie:

Sachari unc. 6, cranii humani unc. 1, pilorum canis albi drachm. 2, mosci gr. 4, aquae paeoniae quantum satis. Fiant rotulae, e quibus sumantur drachm. 2 singulo mane.

Nachdem er gegen dasselbe Leiden auch die gepulverte Froschlunge und die Galle eines schwarzen Hundes anempfohlen (NB. letztere hat der Patient „paroxysmi tempore" zu schlucken!) fährt er fort:

Alii sani hominis prope horam interfecti, ut ex eo affectu convaleant, sanguinem, sed meo judicio nimis horride, hauriunt. (Gladiatorenblut empfiehlt übrigens auch Celsus gegen die Gelbsucht). Nonnulli vero annulo cuiusvis metalli, a parte digitum attingente, verba quaedam sed intelligibilia in puncto novilunii sculpi curant, qui digito annulari sinistrae manus patientis gestari debent. Sed quia et hoc non naturale, haud item plura*) — Melius probantur, qui ex ungue postremi sinistri pedis animalis „Elam" curant annulum confici, quem summe huic morbo gestatum praevalere dudum nos experientia (!!) docuit.

Er bespricht die „anodina antipodagrica ad sedandos dolores" und äussert:

Primum locum habent catelli, non omnes quidem, sed ii praecipue, quibus pilus est concolor.

In welcher Weise die jungen Hunde gebraucht werden sollen, verräth er uns nicht. Das sind also Verordnungen eines hochberühmten Lehrers der hochberühmten Universität Padua. Das Arzneiproben der Gegner des Paracelsus! Daran muss man doch mahnen, um dieses vielgeschmähten Mannes wahre Verdienste erkennen zu lassen.

Nicht minder gross war die Eitelkeit dieser damaligen Galeniker oder Aristoteliker auf eine solche Art von Heilkunst, und nirgend tobte ihre Verfolgungssucht gegen die Paracelsisten wüthender, als in Frankreich, „wo", — wie Kopp sagt — „die Gegner sich den Sieg der bis dahin anerkannten Lehre durch Benutzung amtlicher Gewalt zn sichern suchten. Schon 1566 ver-

*) Der Aristotelische Professor hält somit die geheimnissvollen Worte und die astrologische Zeitbestimmung nicht etwa für thöricht, sondern diese Kurmethode, gleich Foster, nur für etwas „non naturale".

unius hominis tam apta est putrefacere ac corrumpere illam alterius. Quod etiam non solum Paracelsi (de Phil. tract. 3) verbis hisce discernere possumus: Corrupta, inquit, mummia corpus etiam sanum, quod attingit et cum quo unitur, corrumpit. Ea autem sani corporis corruptio est corporis alterius (ex quo mummia sumpta est) valetudo et sanitas. Ut exempli gratia: Si vir sit leprosus egoque ex-

---

bot das Parlament zu Paris allen in dieser Stadt praktizirenden Aerzten bei Strafe des Verlusts des Rechts, ihre Kunst ausüben zu dürfen, den Gebrauch des Spiessglanzes und der daraus bereiteten Mittel. Gleichzeitig sprach sich die Pariser Facultät gegen jeden Neuerungsversuch in der Medizin verdammend aus. Dennoch wagten Einzelne, zum Theil unter falschem Namen, zum Theil offen, sich für die Lehre des Paracelsus und für den Gebrauch der von diesem angepriesenen Heilmittel zu erklären."

(Dr. H. Kopp, Geschichte der Chemie, Braunschweig 1843. Th. I, S. 110.)

„Der Leibarzt des Königs Heinr. IV, Josef du Chesne, bekannter unter dem Namen Quercetanus, kümmerte sich freilich, gesichert durch den königlichen Schutz, nicht um dieses Verbot. Schlimmer aber musste Turquet de Mayerne seine offen ausgesprochene Vorliebe für Paracelsus büssen. Denn obgleich auch ihn der König mit seinem Zutrauen beehrte, so erklärte ihn doch die medizinische Facultät zu Paris 1603 für unwürdig, die Heilkunst auszuüben und verbot allen übrigen Aerzten bei gleicher Strafe mit ihm zu konsultiren. Dies schadete zwar Turquet in seiner Praxis nicht das Allermindeste, allein sein Amt als Professor der Chemie ward ihm entzogen und die Verfolgungssucht seiner Kollegen trieb ihn endlich doch nach England, 1611, wo er Leibarzt König Jakobs II wurde." ibid. S. III.

Diese blinde Verfolgungswuth der Pariser Facultät der Medizin erhielt sich weit über 100 Jahre hinaus und sie tobte gleichzeitig so durch Frankreich, wie durch Deutschland und die Niederlande. So hatte namentlich noch Sylvius (Franz de la Boë) vielfach von dieser Unduldsamkeit zu leiden. Es ist nothwendig, in heutiger Zeit solche Dinge dem Gedächtniss zu erhalten, den Freunden zur Aufmunterung, gewissen heissspornigen Feinden zum beschämenden Spiegel. Die vorher bereits erwähnten Gründe, nicht minder aber auch die äusseren Rang- und Machtverhältnisse der Anhänger der scholastischen Schule, sowie ihre bedeutende Mehrzahl, werden es nunmehr begreiflich erscheinen lassen, woher es kam, dass nicht die Gerechtigkeit, sondern der Parteihass bis in die neueste Zeit hinein die Quelle blieb, aus welcher man für gewöhnlich sein Urtheil über Paracelsus und die Paracelsisten zu beziehen gewohnt ist. Die Geschichte urtheilt anders und hat namentlich daran zu mahnen, dass es ein grundfalsches Vorurtheil ist, wenn man sich heut in dem Glauben gefällt, als seien jene alten Galeniker im glänzenden Besitze tadelloser, gelehrter Klarheit und die Jatrochemiker mystische Narren gewesen. Letztere im Gegentheil erscheinen als eine kämpfende Fortschrittspartei gegen den alten und befestigten Grundbesitz der Aristotelischen Vier-Elemententheorie. Beide haben ihr Gutes wie ihre Fehler, aber über beide hinweg zog der Sieg neuer Wahrheiten und begrub Freund und Feind, um einem neuen geistigen Ringen Zeit und Raum zu bieten.

traham magnete microcosmico mummiam ex eo tradamque sano homini, leprosum illud suae restituet sanitati. Sanum vero, qui accipit, turpiter eodem morbo inficiet, ut vobis expedietur in posterum latius. Fol. 149. col. 1.

So glauben manche syphilitisch Inficirte noch heut leicht zu gesunden, wenn sie mit einer Jungfrau den Coitus ausüben könnten.

§ 54. Ich kann mir ganz gut denken, dass diejenigen meiner Leser, welche Männer wie Agrippa, wie Paracelsus und Fludd nicht aus ihren Schriften — und also nicht im Rahmen ihres Zeitalters — kennen, sondern etwa auf Universal- und Konversationslexica angewiesen sind, welche — die armseligen historischen Data und die Titelverzeichnisse der Schriften abgerechnet — sich in der Regel auch keiner eingehenderen Kenntniss über solcher Männer inneres Wesen und Sein erfreuen, als der, welcher sich Raths erholen will — mit Genugthuung jetzt in den lexikalischen Procrustesruf ausbrechen werden: Mystik — nichts als Mystik! Allein grade diese Leser würden vollkommen gegentheilig richten, würdigten sie die schweren Kämpfe eben dieser „Mystiker" gegen manche Vorurtheile ihrer gelehrten Zeitgenossen, der Theologen, Aerzte — und selbst der Juristen! Damals blühten z. B. bekanntlich neben den harmloseren Exorzismen und Teufelsbannereien die Hexenprozesse, und wer Gelegenheit hat, die fatal summarischen Protokolle über dieselben zu lesen, dem geht — auch wenn er gute Nerven besitzt — doch ein Schaudern durch alle Glieder. Der oder die Angeklagte leugnen natürlich vor dem inquirirenden Ortsvorstande das Hexenthum. Dann erscheint — oft aus beträchtlicher Entfernung — ein kaiserlicher Kommissarius als Richter und nun wird die Folter anbefohlen. Früher oder später — je nach deren minder oder mehr scheusslichen Graden — gestehen die Inkulpaten zu, einem Hexensabbathe beigewohnt zu haben, bei welchem gewöhnlich Hagelschauer oder Gewitter zusammengebraut werden. Befragt um die ferneren Theilnehmer an der nächtlichen Zusammenkunft, diktirt ihnen entweder ein alter Groll oder eine abermalige Androhung der Folter beliebige Namen. Von einem sonstigen, sachlichen Eingehen ist keine Rede. Wer gestanden hat, wird verbrannt, und wer angezeigt ist, kommt demnächst an die Reihe. So nimmt das Geschäft seinen munteren Fortgang; Hekatombe auf Hekatombe wird dem Moloch geschlachtet. Ob die Aussagen richtig — ja! ob sie nur thatsächlich möglich sind — danach fragen weder Aerzte, noch Geistliche, noch Richter! — Aber unter den

kühnsten Vorkämpfern gegen dieses sinnlose Wüthen strahlt der Name eines Agrippa. Paracelsus lud den Hass der Geistlichen grade deshalb auf sich, weil er — wiewohl selbst Katholik — gleich Agrippa die Exorzisten verhöhnte und sie auf ihre sonstigen seelsorgerischen Mängel aufmerksam machte. Und gleich jenen beiden deutschen Katholiken ruft der englische Protestant Fludd nach einer sehr gründlichen Vertheidigung gegen seine frommen Herren Collegen, die ihn der Kakomagia beschuldigten:

> Concludo igitur, necesse esse, ut Cacomagi ac venefici nihil mali alicui imponere possint, nisi operentur per substantiam creaturae realem et manifestam, cuiusmodi sunt pulveres, unguenta, herbae et similia;

und etwas später:

> Videre licet, Diabolum non posse plus ex naturae mysteriis elicere, quam generi humano datum est cognoscere. Fol. 124.

Mit solcher Kühnheit den allgemein herrschenden Ansichten entgegenzutreten, wagt nur, wem ein überwiegendes Wissen moralischen, aussergewöhnlichen Muth verleiht. Jene Männer standen in den Reihen der geistigen Vorkämpfer ihrer Zeit, und mit dem Massstabe ihres — nicht des heutigen — Jahrhunderts gemessen, erscheinen sie wahrhaft hochbedeutend. Wolle man doch nicht vergessen, dass selbst ein Keppler sich die Erde noch als ein lebendes Wesen gedacht hat! Mystiker freilich sind und bleiben sie, denn sie waren, wie sämmtliche mittelalterlichen Gegner des Aristoteles, Neuplatoniker, und als solche fast alle Kabalisten. Allein man wolle sich auch nur endlich einmal darüber definitiv klar werden, dass sie den Namen „Mystiker" einzig und allein von ihren Gegnern im theologischen Sinne entnahmen; Mystiker also sind sie lediglich im kirchlich-orthodoxen Sinne. Wir jedoch, die wir hier nicht Kirchen-, sondern medizinische Geschichte treiben, haben nachgerade doch einmal die Pflicht, die kirchlich-gefärbten Brillengläser zurückzuweisen, wenn wir jene Männer hinsichtlich ihres ärztlichen Standpunktes in's Auge fassen; das ist Pflicht der Gerechtigkeit!

§. 55. Nunmehr werden, wie ich hoffe, auch die gewiss sehr zahlreichen, aber ruhigeren und besonnenen Gegner der Homöopathie anerkennen, dass die Entwickelungsgeschichte unserer bisherigen medizinischen Geschichtschreibung doch noch recht trostlose Lücken zeigt und dass unsere Gesammtgeschichte allerdings

eine Spezialgeschichte des Aehnlichkeitsgesetzes involvirt, welches als solches, und zwar nun physikalisch begründet, ausdrücklich auch bei den Paracelsisten auftritt. Sie werden weiter anerkennen, dass es allmählich wieder in sich versiechte, weil es auf um so thörichtere, therapeutische Abwege auslief, je mehr es sich von dem Paracelsischen Grundgedanken der Aehnlichkeit zwischen natur- und erfahrungsgemässen Wirkungen medikamentöser Substanzen und dem Krankheitsbilde entfernte. Sie werden nun auch zugestehen, dass die medizinische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert einmal bereits die ganze Fatalität der Isopathie durchzukämpfen hatte, und sie können nicht in Abrede stellen, dass für alle Parteien genug hängen bleibt von dem bekannten Schimpfnamen, mit welchem man die Apothekerei jener Jahrhunderte bedacht hat. Ist dem aber so, dann wird ihr Gerechtigkeitsgefühl, sowie die zwingende Logik historischer Thatsachen die wahrhaft wissenschaftlich denkenden und strebenden Männer aller Parteien ja nunmehr auch veranlassen müssen, meinen Beweis anzuerkennen, dass fortan Hahnemann — ganz abgesehen von seinen selbstverständlichen Fehlern und Trugschlüssen — dennoch mit Nothwendigkeit ehrenvoll in die Geschichte der Medizin eingereiht werden muss. Er ist Derjenige, der dem Axiom Similia similibus, welches als ein rother Faden durch die Gesammtentwickelung der Medizin zwar hindurchgeht, überall erkennbar, aber ruhelos, wie der ewige Jude, — endlich durch seine Arzneimittelprüfungen ein kulturfähiges Heim geschaffen hat, dessen weiterer Ausbau nicht einer kleinen Partei überlassen werden sollte, sondern welches die Beachtung und Förderung der Gesammtmedizin mit historischer Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Ich bin dessen sicher, dass nunmehr die Zeit nahe ist, in welcher grade die geistig bedeutendsten unter den heutigen Widersachern der Homöopathie die Hand bieten werden zu gemeinsamer Arbeit — und zu mancher dringend-nothwendigen, reformatorischen Musterung am ferneren praktischen Ausbau der Aehnlichkeitstherapie, und zwar in ihrem eigensten Interesse, nämlich in dem der Wissenschaft, die ja keine Partei ist, sondern über allen Parteien hocherhaben steht.

§ 56. Ich habe nach Fludd bisher keinen späteren aufgefunden, der das Similia similibus noch eingehend bespricht. Unter den mannigfachen grossen Anstössen, welche Hohenheim seiner Zeit

gab, ist es bekanntlich grade die Chemie, welche jetzt nach und nach aufhört, die „ancilla medicinae" — wie noch Rud. Glauber sagt — zu sein, um allmählich eine allzuweit ausgiebige Herrschaft über dieselbe zu gewinnen. Die Chemie beginnt schon in voller, einflussreicher Selbstständigkeit hervorzutreten in Rudolf Glauber's Schriften (vgl. deren Gesammtausgabe im Jahre 1659) wie sie denn auch bei ihm schon wesentlich in das sonstige Leben, in Oekonomie und Technik einzugreifen beginnt. Das Similia similibus aber wird allmählich vergessen, ja! es scheint verschollen, bis es urplötzlich wieder durch Hahnemann glänzender als je ersteht. Nach dem Vorgetragenen kann ich mich über Hahnemann's reformatorisches Auftreten ziemlich kurz fassen. Dass er kein Deus ex machina ist, dass er vielmehr unbedingt nur eingereiht werden muss in die lange Reihe der Entwickler des Aehnlichkeitsgesetzes, ja! dass ihm kein einziger der Grundgedanken, auf welchen die Homöopathie heut thatsächlich aufgebaut ist, in der Weise angehört, dass sich die Säulen unseres Lehrgebäudes nicht — wenigstens als klare Ideen — schon bei Paracelsus vorfänden, habe ich durch unwiderlegliche Zeugnisse nachgewiesen. Hahnemann's Belesenheit war bekanntlich eine ganz aussergewöhnliche. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass sich in den Citaten aus Hohenheims Schriften — und ich beschränkte mich ja absichtlich auf nur diejenigen, welche Rademacher beigebracht — sogar schon Bilder fanden, welche auch Hahnemann später gewählt hat. Dass er von Paracelsus schweigt, weiss der Leser. Hat er ihn, hat er sämmtliche Paracelsisten — was nach Sachlage auffällig erscheinen dürfte — wirklich gar nicht gekannt?

Nach dem, was wir nur in diesen kurzen Umrissen zur Anschauung des Lesers brachten, dürfte das kaum glaublich erscheinen — nicht einmal für einen Nichtkenner der Homöopathie. Der homöopathische Arzt aber, der mit Hohenheim selbst sich befassen will, wird allüberall erkennen, dass er in des Letzteren echten Schriften auf wohlbekanntem Boden sich befindet. Denn wenn es auch überaus möglich ist, dass zwei verschiedene Autoren einen Gedanken, dass zwei verschiedene Componisten das gleiche Motiv, dass zwei Techniker die gleiche konkrete Erfindung unabhängig von einander darlegen können, so ist es doch absolut unmöglich, dass Dichter und Musiker den Gedanken in den gleichen Modu-

lationen, in den gleichen Worten und Bildern einleiten, entwickeln und durchführen, oder dass zwei Techniker ihre Erfindung im genau gleichen Modell darbieten. Geschieht dies, so sind eben dadurch die Kriterien des geistigen Plagiats geliefert, und wer dies in Abrede stellt, stellt damit zugleich die Möglichkeit in Abrede, Original und Nachahmung überhaupt unterscheiden zu können. Bietet uns aber Hahnemann in seiner Auffassung vom Wesen der Krankheit schon Dagewesenes, in der Behauptung sowohl, dass dieses „innerste Wesen“ derselben ein unerkennbares, wie in derjenigen, die so frappirend ihrer Zeit wirkte, dass Krankheiten nicht entstehen in Folge eines im Menschen innerlich sich bildenden „Krankheitsstoffes“, sondern stets durch Einwirkung äusserer, meist immaterieller Ursachen; folgerte er weiter, dass daher nicht ein Einzelsymptom, sondern stets deren Gesammtsumme, welche allein einen Schluss auf das uns verborgene Wesen der Krankheit ermögliche, Gegenstand eines Heilverfahrens sein müsse, so bot er etwas überraschend Neues allerdings seiner Zeit, allein überraschend nur für Diejenigen, welche diese absolut gleichen Vordersätze bei Paracelsus nicht kannten, noch zur Stunde kennen. Entwickelt Hahnemann gar weiter, dass somit nicht die Krankheit das im Allgemeinen stets sich gleiche sei, dass es vielmehr das ens einer normativen Krankheit gar nicht gäbe, sondern dass selbst aus gleicher Krankheitsursache bei verschiedenen Menschen nur die allerverschiedensten Krankheitsformen entständen; lehrt er gar, dass lediglich in den natürlichen Droguen der ruhende Punkt zu finden sei in dieser Erscheinungen Flucht, insofern dieselben ewig gleiche Beziehungen zu den Körpergebilden des Menschen sich bewahrten: so kann für keinen Einsichtigen mehr ein Zweifel sein, dass es sich hier nicht um einzelne gleiche Gedanken handeln kann, sondern lediglich um die Reproduktion der Paracelsischen wohlgefügten logischen Gedankenkette. Nun entnimmt aber Hahnemann der Paracelsischen Signaturenlehre gar noch die leitende Maxime, im Gegensatze zur Galenischen Lehre, Heilmittel anzuwenden nach dem Aehnlichkeitsgesetze; ja! er endet endlich mit des älteren Meisters ur-originalstem Gedanken, dass — da ebenso die unsichtbare Krankheitserzeugung kosmischer Einflüsse, wie das Heilprinzip der natürlichen Droguen ebenso stets spezifische, wie immaterielle Kräfte seien, so genüge schon die immaterielle Dosis des spezifischen Heilstoffes zur Rückführung — „zum lenden in die Gesundheit“, wie

Paracelsus sagt. Nun wahrlich! Wer da noch leugnen möchte, dass Hahnemann dem Paracelsus nicht das Gesammtgerüst seiner Heillehre schweigend entliehen habe, der wird auch fähig sein zu behaupten, dass zwei Componisten unabhängig von einander die gleiche Symphonie zu schaffen vermögen! —

Allein nun ist gleichwohl zwischen der Heilmethode des Paracelsus und der von Hahnemann ein gewaltiger Unterschied. Denn wie unanzweifelbar Paracelsus auch das Aehnlichkeitsgesetz seiner Therapie theoretisch zu Grunde legt, so bleibt doch unerkennbar, nach welcher Maxime — ausgenommen der ex usu erworbenen — sich im Einzelfalle die jedesmalige Mittelwahl bei ihm vollzieht, wie also die „Aehnlichkeit" zwischen Krankheit und Arznei praktisch voraus erkennbar erscheinen mochte. Wir müssen vielmehr mit Rademacher wohl glauben, dass Paracelsus, gemäss dem Rademacherschen Genius epidemicus und dessen Wandlungen, das Simile von Fall zu Fall auch erst „durch Ausprobiren gesucht" habe.

Hier also tritt die hochbedeutende Reform Hahnemann's in Gestalt seiner „Arzneimittelprüfungen" ein. Allerdings lehrte er selbst, vollkommen irrthümlich, dass auch die Wirkungsweise der nach seiner Methode gewählten Arznei nach dem Aehnlichkeitsgesetze erfolge, während in Wahrheit das Aehnlichkeitsgesetz seinen praktischen Werth lediglich dadurch gewinnt, dass es das Suchen und Auswählen der in casu passendsten Arznei vermittelt. Eben diese Methode: Medicamente für eine gegebene Krankheitsform auszufinden, bezeichnet Hahnemann als „Homöopathie" und diese „Homöopathie" als seine Erfindung. Hätte seine Erklärung sich darauf allein beschränkt, so wäre sie auch wissenschaftlich unanfechtbar geblieben, da die praktische Erfahrung (resp. die Statistik) seine Methode in dieser Einschränkung anerkennen durfte, was bezüglich der medicamentösen Wirkungsweise nicht zugestanden werden konnte für das Aehnlichkeitsgesetz. Dass nun gerade dessen „Erfindung" Hahnemann mit ausdrücklichen Worten für sich in Anspruch genommen hätte, konnte ich allerdings bisher nicht auffinden. Allein seine kolossale Belesenheit ermöglichte ihm, in raffinirt kunstvoller Weise eine bedeutende Zahl planloser Einzelfälle darzubieten, denen gemäss viele unbekanntere Aerzte unbewusst oder doch nur traumhaft nach dem Aehnlichkeitsgesetze vorübergehend verordneten, während er allzu augenfällig die ganze iatrochemische Schule, während er den damals noch keines-

wegs verschollenen Paracelsus und die interessanten Abirrungen in dessen Schule todtschweigt, und das eben muss jedem Sachverständigen verdächtig erscheinen. Indem er seine Methode der Mittelbestimmungen „Homöpathie“ benennt, übrigens aber vollkommen darüber schweigt, ob und wo eine unvollkommenere therapeutische Benutzung des Aehnlichkeitsgesetzes als ein System — dessen sämmtliche Fundamente er gleichwohl benutzt — schon vor ihm anzutreffen sei, verursachte er, dass eine weniger belesene Mitwelt ihn für den Erfinder auch der Hauptsache seiner Homöopathie, nämlich auch des Aehnlichkeitsgesetzes, anstaunte oder gänzlich verwarf. Gegen diesen Glauben seiner Zeitgenossen hat Hahnemann niemals protestirt; er hat ihn vielmehr gefördert und begünstigt durch kluges Schweigen. Denn dass er bei seiner immensen Belesenheit von Paracelsus, dem so viel besprochenen, nichts als den Namen sein Leben hindurch gekannt hätte, kann schlechterdings kein Urtheilsfähiger für denkbar halten.

Also der historisch wahre und wirkliche „Erfinder“ des therapeutischen Similia similibus — der „deutschen Medizin“, wie er es nannte — das war und bleibt der grosse Paracelsus! —

Dass wir letzteres endlich wahrheitsgetreu und laut anerkennen und aussprechen, dass wir Beide — Paracelsus wie Hahnemann — endlich an ihren richtigen Ehrenplatz stellen, davon hängt meines Erachtens die Zukunft unserer Homöpathie wesentlichst ab. Hahnemann hat die Paracelsische „Einheitslehre“ mit schweren eigenen Irrthümern und Fehlgriffen verwoben. Er hat es verschuldet, dass auch der gemässigte C. H. Schultz in seiner Homöobiotik die Lehre Hahnemann's „ein Element der Wissenschaft, aber durchaus in unwissenschaftlicher Form“ nennen durfte (l. c. S. 126). Diese Fehler sind auf das gründlichste ausgemerzt; wir erinnern nur an Männer wie Hirschel, v. Grauvogl u. v. A. Allein was hat uns das genutzt? So lange die ganze „Homöopathie“ für eine „Erfindung“ Hahnemann's zu Unrecht von uns ausgegeben wird, krampfen unsere Gegner sich an des „Erfinders“ Fehler, um deren „Unwissenschaftlichkeit“ und demgemäss „Unebenbürtigkeit“ zu beweisen. Können wir ihnen das verdenken? — Allein die Sachlage ändert sich mit einem Schlage, wenn wir, wie wir wahrheitsgemäss müssen, in Paracelsus unsern Meister, in Hahnemann seinen bedeutendsten Schüler und Interpreten anerkennen. Dann fügen wir uns als organisches Glied nicht nur wieder in den Gesammtorganismus der

Gesammtmedizin, sondern befreien auch die Homöopathie von einem noch immer zu Unrecht auf ihr lastenden und sie hemmenden Drucke, unter dem wir alle litten und noch leiden durch Hahnemann's Subjectivismus.

§. 57. Verliert somit nach unseren gewiss unparteiischen Darlegungen Hahnemann überaus viel an der bisher von uns Homöopathen ihm zuerkannten Genialität der Erfindung, so bleibt ihm nichtsdestoweniger der volle Ruhm der Initiative thatkräftigsten und genialen praktischen Aufbaus des neuen Systems. Er bewährte dies, indem er Paracelsus' Lehre zeitgemäss umzugestalten suchte in anderer und zutreffenderer Richtung als später Rademacher. Seine Fehlerquellen aber erwuchsen daraus, dass er seinen Fundort für die therapeutische Verwendbarkeit des Aehnlichkeitsgesetzes verschwieg und dadurch das historische Missverständniss andauernd förderte und duldete, als sei grade auch das Aehnlichkeitsgesetz durch ihn zuerst ersonnen; sowie dadurch dass er des Paracelsus — freilich auch nicht uroriginale, sondern vorwiegend kabalistische — Begründungen allzu gering schätzte oder — was wahrscheinlicher ist — missverstand, und nun sich unfähig erwies, das Entliehene durch andere oder gar bessere Theoreme als sein wohlerworbenes geistiges Eigenthum ausweisen zu können. — Dadurch schwächte er nicht nur seine Sache, sondern stellte sie bloss in theoretischer Hinsicht. Andererseits aber — nämlich praktisch — vervollkommnete er hinwiederum das allerdings neue Heilsystem der „Homöopathie“ höchst bedeutend durch die umsichtige Erschaffung seiner Vermittlungsbrücke zwischen Krankheitsbild und Arzneikraft, welche in der Prüfung der Arzneimittel an Gesunden zuerst von Hahnemann thatsächlich uns dargeboten ward. Allein ich muss — wenngleich nicht ohne eine gewisse Wehmuth — geltend machen, dass der Grundgedanke auch für diese grossartige Arbeit wiederum nicht Hahnemann's geistiges Eigenthum ist; dies erheischt die historische Unparteilichkeit. Mit Freuden jedoch erkenne ich an, dass es diesmal Hahnemann selbst ist, welcher die geistige Autorschaft für diese Erfindung ablehnt. Er selbst sagt uns im Organon der Heilkunst (2. Aufl.) Anmerk. zu § 113, Seite 221, dass vor ihm bereits Albrecht von Haller dieses Postulat ausgesprochen habe in seiner Vorrede zur Pharmacopoea Helvetica, Basil. 1771, Fol. S. 12:

„Nempe primum in corpore sano medela tentanda est,

sine peregrina ulla miscela; odoreque et sapore ejus exploralis exigua illius dosis ingerenda et ad omnes, quae inde contingunt, affectiones, quis pulsus, qui calor, quae respiratio, quaenam excretiones, attendendum. Inde, adductum phaenomenorum in sano obviorum, transeas ad experimenta in corpore aegroto. etc.

§ 58. So ist es denn nächst Paracelsus kein Geringerer, als der grosse Albrecht von Haller, der hier mit klaren und dürren Worten abermals auf das Aehnlichkeitsgesetz hinweist, das nach vorausgegangener Arzneimittelprüfung am Gesunden den Wegweiser für die Anwendungsweise der Arznei beim Kranken abgeben soll.

Im Jahre 1875 habe ich zuerst in einer kleinen Schrift darauf hingewiesen, dass — nur noch erheblich ausführlicher — auch der hochgeachtete Jenenser Professor Dr. Xaver Schoeman in seiner Arzneimittellehre S. 23 und 24 ganz dieselbe Anforderung stellt; und nicht minder darauf, dass der zu früh verstorbene Dr. Friedr. Wilh. Böcker, dessen Niemand mehr zu gedenken scheint, in seinen „Beiträgen zur Heilkunde" einen thatsächlichen, wenn auch nicht mustergiltig durchgeführten Versuch auf dieser Bahn bereits machte. Schroff folgte rühmlichst — aber ein bedauerlicher Beweis, wie abgestorben das Interesse für die Arzneimittellehre unter den Aerzten der Jetztzeit sich erweist, ist z. B. auch, dass die neueste Ausgabe von dem erst 1879 beendeten Pierer'schen Universal-Conversationslexikon die drei letzteren Männer todtschweigt.

Allopathie und Homöopathie.

§ 59. Ich bin zu Ende mit meiner Durchmusterung der historischen Entwickelung des Axioms Similia similibus. Wie verhält es sich nun in der Jetztzeit mit diesem Prinzip und seiner Geltungsweise?

Ohne auch nur einen Augenblick den immensen Fleiss zu verkennen, welchen die physiologische Schule aufgewendet hat, um Einsicht zu gewinnen in jenes Geheimniss, welches wir das „Wesen der Krankheit" nennen, — ohne im Geringsten zu unterschätzen, für wie manche Reihen pathologischer Prozesse, Ursachs- oder Entwickelungsmomente thatsächlich aufgefunden sind, von welchen man im Beginne dieses Jahrhunderts, ja! noch vor kaum zwei Dezennien keine Ahnung hatte, stehen wir nichtsdestoweniger nur noch allzu-

oft und selbst bei alltäglichen physiologischen Erscheinungen, wie z. B. der Schlaf ist, mit Galenos fragend vor der Sphinx des Lebens. (Vgl. Lebert, Handb. der Allg. Path. u. Ther. S. 1—6, S. 34. 39. 41. 47. 48. 715—762. 800—860.) Die Grenze der Modificationen zwischen Gesundheit und Krankheit ist noch keineswegs klar gelegt; selbst über die Definition beider streiten die Gelehrten noch immer. Die überwiegende Mehrzahl der Krankheitsursachen und ihrer Ausbreitungsmoden auch in manchen alltäglichen Krankheitsformen bleiben unbekannt oder doch strittig. Auch rücksichtlich der Pilze, Bacillen und sonstiger Mikroben bleibt die Frage: post hoc oder propter hoc? so lange eine offene, als deren Vor-Dasein in der uns umgebenden Luftschicht nicht als zweifellos krankmachende Ursache nachgewiesen ist. Die oft überaus komplizirten Krankheitserscheinungen subsummiren wir noch immer kategorisch unter allgemein acceptirte Namen, als wären sie ein uns wohldurchschaubares Ganze. Allein gerade deren inneres Wesen, d. h. also: die Gesetze, nach denen jene Symptomencomplexe sich so oder anders bei verschiedenen Personen oder zu verschiedenen Zeiten gruppiren, sind unserer Einsicht vor wie nach verborgen, und wir können somit aus der sogenannten Diagnose keinerlei logischen Grund für eine verlässliche Arzneimittelwahl entnehmen, wie die physiologische Schule es als Ziel ihrer Wünsche erstrebt. Das freilich gestehen die Schriftsteller und Aerzte der Allopathie — wenigstens in ihren hervorragenderen Werken — selbst auch ein; sie hoffen aber, dass Zeit und Fleiss die sämmtlichen vorhandenen Lücken noch ausfüllen werde, und diese Vollendung erwarten Manche sogar schon von einer sehr nahen Zukunft. Gegen den letzteren Hoffnungstraum haben wir aber hier daran zu erinnern, dass jedes dahingesunkene Jahrhundert bereits vermeinte, dem Ziele der Vollendung erheblich näher gekommen zu sein, und dass ja das Alles, was wir achselzuckend heut veraltet nennen, zu seiner Zeit bekanntlich überaus modern und ein scheinbarer Beitrag zur Erreichung der jedem Zeitalter anders vorschwebenden Vervollkommnungsziele war. Und dennoch — was bedeuten im Reiche der Wissenschaft — der ewig jugendlichen — einige Jahrhunderte? Die Erkenntniss der Ursachen und Bedingungen für Erkrankungen wird zwar vielleicht niemals eine völlig durchsichtige werden; mindestens ist dies eine Frage der Zeit, der vorzugreifen wir Alle nicht ver-

mögen. Jedenfalls aber muss und wird die ärztliche Welt nach der thunlichsten Erreichung dieses hohen Ziels unablässig fortringen, und diesem wissenschaftlichen Streben kann und will die Homöopathie unter keinen Umständen abhold sein, — sie würde sonst den Vorwurf der Einseitigkeit gerechter Weise auf sich laden. Allein sie hat auf der andern Seite auch das ganz entschiedene Recht, mindestens sich selbst immer und immer wieder daran zu mahnen, dass die Wissenschaft gerade in der Medizin keineswegs ihrer selbst willen getrieben werden dürfte; vielmehr muss sie unverrückt den humanen Endzweck im Auge behalten, in erster Linie gerade diejenigen Probleme zu lösen zu trachten, welche die wesentlichsten Bedürfnisse für die ärztliche Praxis bilden um dieser letzteren möglichst bald nutzbar werden zu können. Die Homöopathie muss und wird also stets darauf hinweisen, dass selbst dann, wenn die wichtige Frage nach dem Wesen der Krankheiten wirklich einmal vollständig und zweifellos gelöst sein sollte für jeden Einzelfall, — und wann wird diese Zeit kommen? sicherlich aus dieser Erkenntniss zwar die Prophylaxis zur Vollkommenheit gefördert sein würde, keinenfalls jedoch zugleich hiermit die Sicherstellung des ärztlichen Curverfahrens. Denn eine derartig umfassende Prophylaxis könnte ja niemals — ebenso wenig als unsere moderne Gesetzgebung — Allgemeingut werden; sie könnte also auch keinenfalls verhüten, dass nicht dennoch Erkrankungsfälle erwüchsen, wie wir dessen uns ja jetzt schon genügend zu überzeugen vermögen. Dann aber bleibt, weil im lebenden Organismus durchaus nicht das einfache Causalgesetz massgebend ist, sondern weil stets eine Reihe von Wechselwirkungen zwischen Krankheitsursache und Krankheitsausbreitung Platz greifen muss, welche sich in verschiedenen Organismen verschieden, je nach deren Constitution, zu gestalten haben, stets doch die Frage nach dem Curverfahren die ewig wiederkehrende, die schlechthin unabweisliche. Die Homöpathie also ist und bleibt der Meinung, dass man ganz sicherlich zwar das Eine thun, das Andere aber deshalb nicht lassen solle. Und darum muss sie die jetzt übliche Vernachlässigung der durch keine Chemie zu ersetzenden Arzneimittellehre in der Allopathie bitter beklagen und kann daher unmöglich anders, als höchst verwundert darauf hinblicken, dass und warum die Allopathie diesem zuerst von Paracelsus und später von A. von Haller und von

Hahnemann nachgewiesenen Weg, ebenfalls eine rationelle, d. h. gesetzlich geregelte Curmethode zu gewinnen, so empört den Rücken wendet und weshalb sie die im Vorwort erörterten Fragestellungen Hohenheim's gar nicht einmal kennen, geschweige denn beachten will? Es kann in Fragenklärung von so absolut praktischem Interesse, wie es die nach dem gegenseitigen Verhältniss zwischen Krankheitsfall und Arzneimittel ist, doch unmöglich sein Bewenden haben dabei, dass man sich dieselben fern zu halten sucht unter dem Ausdruck doctrinären Missbehagens, möge immerhin der Einzelne sich in diesem Falle entscheiden wie er wolle. Allein die Wissenschaft muss doch endlich einmal Stellung nehmen zu dieser Sache, muss die Natur dieser Fragen zuvörderst wenigstens doch erst einmal richtig kennen lernen und sie sodann experimentell — nicht theoretisirend — prüfen. Denn die Bestätigung ihrer Richtigkeit, wie etwa die Verwerfung derselben, kann beweisgiltig nur auf experimentellem Wege gewonnen werden. Dies ist ein Postulat, welches gerade die physiologische Schule in jeder anderen Hinsicht, als in Bezug auf Homöopathie, mit Recht betont, und welches keinem neuen Arbeitsresultate versagt werden darf aus dem Grunde, weil die Vertreter desselben zur Zeit in der Minorität sind. Wenn also einzelne Autoren der herrschenden Schule aus lediglich instinctiven Abneigungsgründen sich zu der Redensart verstiegen: „Die Wissenschaft lehne die experimentelle Prüfung dieser Frage ab“, so ist dies völlig nichtssagend und mahnt einzig an die übermüthige Willkür türkischer Justiz. Denn „die Wissenschaft“ hat doch in dieser Welt durchaus nichts anderes zu thun, als eben objektiv „zu wissen“ d. h. also: beweisende, folglich experimentell gewonnene, Argumente pro oder contra zu kennen. Competenzconflicte kennt das Forum der Wissenschaft bekanntlich keine, weil letztere nichts mit Subjectivitäten gemein haben kann und darf. Am allerwenigsten können vollends posthume, müssige Betrachtungen über diverse theoretische Schnitzer Hahnemann's, welche heutzutage ebenso wenig irgend Jemand bestreitet, als sie das mindeste sachliche Interesse gewähren, jene uralte Streitfrage entscheiden, welche Hippokrates bereits andeutend aufwarf, welche jedoch das ganze Alterthum, von der irrigen Theorie der Vierelemententheorie völlig umstrickt, übersah, und welche erst Paracelsus wieder verdeutlichte, indem er die Fesseln jener tyrannisirenden Theorie mit

gewaltigem Geiste zerbrach, — jener Paracelsus, den ja auch die neueste Allopathie als ihren „Reformator" proklamirt! — Eine endgiltige Entscheidung des so alten Kampfes ist aber, wie sie eine wissenschaftliche Ehrenschuld ist, so ebenfalls auch eine Pflicht im Interesse aller Kranken; sie ist eine ernste Humanitätsforderung. Als solche kann sie freilich wohl verschleppt, jedoch nicht aus der Welt geschafft werden. Und letzteres ist es eben, was die Geschichte der Medizin wie der Naturwissenschaften unwiderleglich für Jedermann predigt. Umsonst ja lehnten von jeher die gerade herrschenden Theorieen, indem sie vergeblich sich identifizirten mit der „Wissenschaft", gegen gehaltvolle Neuerungen sich auf, welche ihnen mehr oder weniger unbequem waren. Umsonst vergällte der Hass der Galeniker Hohenheim's Leben, bis dasselbe vermuthlich feiger Meuchelmord bei Salzburg beendete; seine Lehre spülte das tausendjährige, unerschütterlich erscheinende Reich des Galenismus geräuschlos dahin. Umsonst suchte selbst die irdische Allmacht der Kirche bei Katholiken wie bei Protestanten*) die Erde festzuhalten und den Himmel sich drehen zu lassen: der schwache Greis siegte. Umsonst wollte die „Wissenschaft" des 17. Jahrhunderts noch lieber

---

*) Ueber Galilei's Vertheidigung des Copernikanischen Systems äussert sich Luther in seinen Tischreden (Ausg. von Irmischer Bd. LXII. S. 319): „Es ward gedacht eines neuen Astrologi, der wollte beweisen, dass die Erde bewegt würde und umbginge, nicht der Himmel oder das Firmament, Sonne und Monde. — — Aber es gehet itzt also: wer da will klug sein, der soll ihm nichts lassen gefallen, was Andere machen, er muss ihm etwas Eigenes machen, das muss das Allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umbkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeiget, so hiess Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich."

In demselben Sinne urtheilte Melanchton (Initia doctrinae physicae, im Capitel: Quis est motus mundi?): „Der Himmel dreht sich. die Erde ruht fest. Einige Neuere, vel amore novitatis, vel ut ostentarent ingenia, haben allerdings behauptet, die Erde bewege sich und die Sonne stehe still, rechnen auch die Erde unter die Sterne, — aber solche palam absurdas sententias zu behaupten, non est honestum et nocet exemplo: bonae mentis est, veritatem a Deo monstratam reverenter amplecti et in ea acquiescere." Es folgen dann die Stellen aus dem altem Testament, welche die Bewegung der Sonne und das Stillstehen der Erde beweisen und dazu sollen auch noch die (natur-) wissenschaftlichen Betrachtungen dasselbe als richtiger darthun, und dass die Erde in der Mitte des Universums stehe und ruhe.

(H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie, Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1869—1875. S. 128).

mit Galenos irren, als mit Harvey den Blutlauf anerkennen. Das Blut kreiste still und aller Modewissenschaft zum Trotz in seinen Adern weiter. Niemand mochte von Anenbrugger's „novum incentum“ die geringste Notiz nehmen; Laennes brachte es dennoch zu Ehren. Noch in unserm Jahrhundert erklärte die „Wissenschaft“ die praktische Brauchbarkeit der Dampfschiffe für eine Unmöglichkeit; längst aber beherrschen dieselben alle Meere. Der Mensch ist sterblich und sein Wissen ist dem Irrthume auf Schritt und Tritt unterworfen; die Wissenschaft aber ist die allmälige Entschleierung des irdischen Waltens göttlicher Allmacht und ihrer Gesetze; sie kennt keinen Hass, keinen Neid, denn sie kennt keine Autoritäten mit ihren menschlichen Fehlern und Gebrechen. Seien wir also Jünger der Wissenschaft; prüfen wir gerecht und unparteiisch Alles, um das Beste zu erkennen und zu behalten. Früher oder später wird uns dennoch — dessen bin ich vollkommen überzeugt — die Zukunft jene im Interesse Aller — der Mediziner wie Nichtmediziner — wünschenswerthe Vereinbarung beider Methoden bringen, welche ebenso unbeirrt fortstreben wird, alle Ursachen und Bedingungen im laboratorio zu entschleiern, welche Erkrankungen erzeugen und fortzubilden vermögen, wie sie dem Aehnlichkeitsgesetze (denn solchen Gesetzesrang nimmt das Similia similibus geschichtlich ein) am Krankenbette die anerkanntesten Früchte sichern wird.

Jeder Kenner der Homöopathie ist offenbar gezwungen, zuzugeben, dass ihm in den vier hier aufgestellten Fundamentalsätzen, wie ich sie wörtlich Rademacher entlehnte und wie dieser sie als Grundprinzipien der Paracelsischen Heillehre entnommen zu haben angiebt, die wohlbekannten Prinzipien der Homöopathie entgegentraten, welche ich also nunmehr durch die allegirten Citate als ein unbestreitbares Prioritätseigenthum Hohenheim's erwiesen zu haben glaube.

V. Hahnemann und die Homöopathie der Neuzeit.

§ 60. Ich habe Hahnemann viel, sehr viel nehmen müssen, um der Geschichte und um seinen Vorgängern am Ausbau des Aehnlichkeitsgesetzes gerecht zu werden. Allein der Ruhm — und er ist wahrlich gross genug, um ihm den Glanz der Unsterblichkeit unverblichen zu wahren — wird seinem Namen immerdar verbleiben müssen, dass er die fast versunkenen und ver-

schollenen, überall verstreuten Bausteine zusammenfand, dass er neue, von gleich unschätzbarem Werthe bahnbrechend in seinen Arzneimittelprüfungen hinzufügte und dass er so den neuen Tempel der Heilkunst von Grund aus wieder entwarf und zuerst fertig ausführte. Michael Maier, der bekannte Leibarzt Kaiser Rudolf II., erzählt in seinem Silentium post clamores (Edit. altera, Francof. 1624) S. 28 vom Osiris: A Typhone quodam furioso et impio dolo (hic) occisus traditur et in aliquot partes dissectus, pudendis in Nilum abjectis. Sed Isis partes recollegit et iterum composuit, exceptis pudendis. Ich wüsste kein passenderes Gleichniss, um Hohenheim's und Hahnemann's Verdienste um das Aehnlichkeitsgesetz richtig zu veranschaulichen. Wie Isis den Osiris, so hatte zuerst Paracelsus das Aehnlichkeitsgesetz therapeutisch neu gestaltet und belebt. Allein erst Hahnemann machte dies Gesetz durch seine Arzneimittelprüfungen auch wahrhaft fruchtbar und befähigte es, neues Leben zu spenden.

Freilich bleibt fürderhin Hahnemann nicht mehr der Götze, mit welchem man von manchen Seiten einen übertriebenen Cultus feierte, das von der Vorgeschichte der Medizin völlig losgelöste Universalgenie ist er nicht, und das ist gut, wie ich meine, denn je entschiedener er dieser Geschichte angehört, um so unabänderlicher wird es nunmehr auch für die Gegner, ihn gerade in dieser neuen Gestaltung seiner Wirksamkeit ernster und aufmerksamer in's Auge zu fassen, als je bisher geschehen ist. Weil seine Anhänger ihn allzuhoch erhoben, so fand man es seitens der Widersacher um so nothwendiger, ihn desto tiefer hinabzusetzen. Seine Anhänger liehen ihm allzuviel Licht; seinen Feinden erschien es menschlich, zum Lichte auch den Schatten zu complementiren. Jetzt wird man gezwungen sein, ihm einfach Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und dabei kann Hahnemann nur gewinnen. Der Mann, der die leuchtendsten Gedanken eines Paracelsus neu belebte, welchen ja so erbitterte Feinde der Homöopathie, wie z. B. Lebert, als den Ahn der neueren Medizin hochachten und anerkennen, derselbe Mann, welcher der unzweideutigen, gleichlautenden Forderung des allverehrten, grossen Albrecht von Haller Fleisch und Blut gab, war nicht und konnte nicht der alberne Phantast und eitle Träumer sein, als welchen bisher einzig und allein diejenigen ihn ausgaben, welche es am Aengstlichsten vermieden, ihm fest und klar in's Auge zu sehen. Allein dieselbe Forderung, unsern Blick klar und gleichfalls unbe-

stochen von Vorurtheilen auf sein geistiges Bild zu heften, müssen wir nothgedrungen auch an uns, an seine Schüler und Nachfolger, richten. Noch hat in der Geschichte kein grosser Reformator exsistirt, welchen nicht theils der Mangel, der jedem Sterblichen anhaftet, theils die verbitternden, im unablässig wogenden Kampfe immer schroffer sich gestaltenden Consequenzen der eigenen Lehre zu Uebertreibungen und Ueberconsequenzen hinabdrängten. Wie hätte Hahnemann dies erspart bleiben können! In seiner Zeit traten Magnetismus und Electrizität abermals als Erscheinungen auf, welche erneute allseitige Beobachtung und Erforschung herausforderten; sie sah man damals als Kräfte an, welche aller stofflichen Bande zu spotten schienen, als gleichsam vergeistigte Gewalten.

§ 61. Geht denn nicht durch jene ganze Zeit, durch ihr ganzes literarisches Schaffen, Leben und Denken in Deutschland ein phantastisches, sensitives Gefühlsschwelgen, das grell contrastirt mit dem materiellen Massenmorde der französischen Guillotine, aber seinen poetischen Ausdruck findet im damals begeistert aufgenommenen Ossian, in Werther's Leiden, im Schiller'schen Geisterseher, in verschiedenen Körner'schen Novellen, im ganzen Jean Paul, in den älteren Novellen Zschokke's u. s. w. und welches nach den begeisterten Kämpfen gegen Napoleon I. ausklingt in jenen ideellen, patriotischen Träumen der einstigen akademischen Jugend, welches Demagogie gescholten und so imposant-heroisch von oben her besiegt wurde? In der medizinischen Literatur aber ist es vorzugsweise die damalige Psychiatrie, in welcher jener Drang zum Verflüchtigen jedweder materiellen Causalität scharf ausgeprägt wird, der seinen kränklichen Höhepunkt feiert in den Schriften Swedenborg's, Just. Kerner's und in jener Mischung von Dichtung und Wahrheit in den Beobachtungen Mesmer's. Unmöglich kann und darf derjenige Theil der Aerzte, welcher in seinem Urtheil über Verstorbene auch die Geschichte zu consultiren für Pflicht erachtet, übersehen, dass in jener Epoche offenbar ganz Deutschland einer mystisch waltenden Dynamis zu opfern liebte. Wie sollte denn da gerade Hahnemann bei seinem Aufbau eines so eigenartigen Systems unberührt geblieben sein von dem eigenthümlichen, epidemischen Hauche seiner Zeitströmung, der das seelische Leben abzulösen strebte von seinem körperlichen Substrate, zur selbigen Zeit, als er Beobachtungen thatsächlicher Art machte, für welche der Standpunkt der Naturwissenschaften ihm noch keine

passendere Erklärung an die Hand gab! Dass Hahnemann in seiner Theorie geirrt, weiss heut die ganze gebildete Welt; was sie indessen nicht wissen will, ist, dass im Laufe der Zeit seine befähigtsten Anhänger — und unter diesen namentlich Dr. von Grauvogl — seine Irrthümer richtig stellten. In dem geflissentlichen Ignoriren dieser Correcturen aber liegt das schwere Unrecht gegen den Verstorbenen wie gegen die Lebenden.

§ 62. Als Hahnemann die thatsächliche Geltung des Aehnlichkeitsgesetzes regenerirte, da geschah es — und das steht historisch unläugbar fest — auf Grund von stofflichen Arzneigaben. Als er diese Arzneigaben zu verkleinern begann, da geschah es gleichfalls auf Grund derjenigen zwingenden Gründe, denen auch unser Aller Erfahrung, die wir Homöopathen sind, sich beugt, wenn wir — gerade auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes — unsere Arzneimittel nicht mehr in denjenigen Dosen geben, welche uns aus unserer allopathischen Vergangenheit geläufig waren, denn da erleben wir in der That nur allzuoft unliebsame Verschlimmerungen des Krankheitsbildes. Als er jedoch — durch die absolute Noth gedrängt während seines Wirkens in Leipzig, (und auch dies steht historisch fest) — sich zu dem Satze verstieg: „ein Arzneimittel kann niemals so weit verkleinert werden, dass es nicht immer noch ungleich kräftiger wirke, als die Krankheitsursache“ — da war es nicht mehr die Hand der positiven Erfahrung, an welcher er dahin schritt, sondern da waren es seine grundfalschen Theorieen vom geistigen Wesen der Krankheit, welchem er eine stoffliche, vergeistigte Arzneikraft entgegensetzen musste — seiner Theorie zu Liebe!*) Für seine „Dy-

) Merkwürdig genug ist es aber doch, dass auch diese Theorie Hahnemann's von dem „Geistigen der Krankheit“ nicht als seine Ersterfindung gelten kann, sondern sich gleichfalls bei Paracelsus bereits — nur innerhalb richtigerer Grenzen — vorfindet. Um dieses zu erweisen, muss ich freilich meinem Plane untreu werden, mich nur auf solche Citate aus dem Paracelsus zu beschränken, welche Rademacher mittheilt. Vielmehr entnehme ich hier der Strassburger Ausgabe vom Paracelsus von 1616, 2. Th. (S. 222 und ff.) „Von Ursprung, Ursach und Heilung der Frantzosen“ (lues Gallica), einer Schrift, welche noch heut von grossem Interesse ist, ganz besonders auch betreffs der Arzneiendosirung (§ 45) folgende hierher gehörige Stellen: „Dieweil nun der Ascendens) die Krankheit ist, so wissen hie in Luxu**), in was weg jr die Artzney sollen ministriern, dz ist, das fürzunemmen, das jr wollt ver-

*) hier etwa = epidemische Constitution.
**) luxus = morbus syphiliticus.

namisationen" der Arzneien spricht kein realer Grund mehr, keine Nothwendigkeit; sie gehören dem Gebiete der Speculation an, und sind — das ist die Erfahrung auch meines Lebens und in dieser weiss ich mich eins mit der Erfahrung vieler anderen

---

treiben, das ist, das die Artzney geben werd, auszuführen den Geist der Krankheit und nit die Materiam, die ihr nennend peccantem. . . . ."

„So nun nit Materia, sonder der spiritus peccans sol ausgetrieben werden, so wird die Materia bleiben, die jr ausszutreiben understehn, und die jr todthaftig schetzen, die wird dem Leibe gesundt und frisch bleiben: Dann vrsach, an dem ort ist allein der spiritus die Krankheit vnn nit die Materia. Vnn als wenig sich gebürt, so von dem Gestirn der*) Lufft vergifft were worden, den Lufft hinzunemmen, also wenig gebürt sich hie an dem ort, die Materi hinweg zu nemmen. Dann es liegt nichts anderst in der Materia, als so du ein Geschmack machest, in ein vermachte Stuben und der Lufft derselbigen Stuben würde geregieret vom selbigen Geschmack. Nun ist das vertreiben des geschmacks: nit, das du mögest den Lufft hinweg thun, der an dem ort ein corpus ist des geschmacks, sonder den Geschmack vom corpus magstu wol treiben, das corpus bleibt aber allweg in der Stuben. Also wenig solche Corpora müglich sind zu verendern, also wenig auch soltu wissen, das dir müglich ist, solche corpora, die im Leib Spiritualia liegen, hinweg zu treiben, darumb die Artzneydermassen sein soll in der Administrierung fürgenommen werden, dass das corpus ungeletzt**) bleibe und der Spiritus auss jm gang, welcher das corpus geletzet hat. Dann was ist, das von uns die Kälten treiben mag, als allein die Sonn oder das Fewer oder der Sommer: dann vrsach, sein corpus mag nit genommen werden, allein sein Geist, der dem Menschen nit müglich ist, sonder allein müglich seinen Genossen, das ist, dem widerspil im Element. Vnd wie solchs frembd ist, also auch frembd an dem ort die Krankheit zu erkennen. Darauff dann folgt, das die Artzney gleichmässig sein soll den Ascendenten, vnd nicht den corporibus. In solchen weg wird rechtgeschaffen probiert in der Administrierung der Artzney: Dann sie soll dermassen geordnet werden, dass sie vom corpus nichts hinweg neme, sonder das corpus unverletzt in seim Gewicht lassen stehen. Dann es ist nit Materia peccans zu betrachten, sondern Spiritus peccans, den ihr allmal, wie die Etzarzt***), vnderstehend hinweg zu treiben."

Cap. IX.

„Vn aber so wissend von dem Geist in Luxu vnd Venere, derselbig ist nit ein corpus, sonder ein corporalischer Spiritus, er ist derselbig, der Luxum vn Venerem, die Krankheit, herrschet. Nun ist in guter Erkenntniss, daz Luxus, so er sich erzeigt durch coitum, nichts anderst ist, dann sperma den Augen zu sehen. Aber auss dem geht kein Grund der Artzney, sond' in der eussern Sphaera wird er funden, dz diese sperma nit ist die Materia, derfür wir sie halten, sonder das corpus ist es, das der Spiritus gubernirt . . . . . wiewol dieser Spiritus peccans ein corpus ist, aber vnsichtig, auss vrsach seiner grossen kleine u. s. w. u. s. w."

Paracelsus löst also seinen Spiritus nicht, wie Hahnemann, ab von jedweder Stofflichkeit.

---

*) = die. **) unverletzt. ***) Aetzärzte.

Kollegen — dem Praktiker vollkommen entbehrlich. Unendlich fern stehe ich der Anmassung, als sei ich in der Lage, für jede Arznei im Verhältniss zu jedem Organismus die Grenze gegenseitiger Einwirkung bestimmen zu können. Im Gegentheile weiss ich aus eigener Erfahrung, dass wirklich einige Arzneimittel Wirksamkeit noch jenseits der 30. Potenz entfalten; für die Mehrzahl der Arzneien jedoch vermochte ich die gleiche objective Ueberzeugung aus meinen Versuchen mit selbstgefertigten Potenzen durchaus nicht zu gewinnen.

Wenn ich indessen nicht einmal Hahnemann auf dieses Gebiet der „dynamisirten" Arzneigaben zu folgen vermag, wie sollte mich gar der ehemalige Stallmeister Jenichen mit seinen Hochpotenzen in das mystische Arzneimittelwirrsal der Hochpotenzen zu locken vermögen, — und wie vollends, wenn ich von den Hochpotenzen, welche ich mir selbst — und zwar gewissenhaft — bereitete, nichts weniger als befriedigende Erfolge zu verzeichnen habe? Und überdies — welches Chaos, welche Willkür, welche Unzuverlässigkeit herrscht rücksichtlich der Darstellungsweise dieser Hochpotenzen! Diese stellt der eine Verkäufer so und der andere anders dar — und der Arzt kauft sie — unfähig jeder Controle — geleitet vom „Glauben" an die Verlässlichkeit des einen oder anderen Lieferanten. Wer solcherart basirten „Erfahrungen" eine „wissenschaftliche" Geltung zugestehen will, der mag es thun; ich folge ihm in keinem Falle, und um so weniger, als ich — wie gesagt — meinen eigenen derartigen Präparaten kein empfehlendes Zeugniss auszustellen vermag! Ich schweige davon, dass von Amerika aus bereits Potenzen mit der Zahl 6000!! angeboten wurden, denn ich schäme mich dessen für unsere Sache! Allein auch hier und unter uns hört man von der Anwendung 1000. und 2000. Potenz gelegentlich sprechen.

Das heisse ich nicht allein die „Wissenschaft" (!!) sondern die gesunde Vernunft auf den Kopf stellen! Wie grosss denkt man sich denn etwa den Zeitraum, den ein verlässlicher Apotheker brauchen würde, um eigenhändig unsern Arzneischatz bis zur 2000. Potenz zu „verdünnen"? Und gesetzt, er fertige sämmtliche Arzneien nur in 2 Grammgläsern an, — welchen Raum müsste eine solche Apotheke beanspruchen? Erwägt man ferner die Kosten für Zeit, Raum, Gläser, Korke, Etiketten und Alkohol, so muss auch der Harmloseste sich sagen, dass bei dem kläglich

schwachen Absatze solcher „Hochpotenzen" deren Preis ein nahezu für Aerzte unerschwingbarer werden müsste. Und welcher Apotheker würde — bei dem Allen — noch dafür einzustehen wagen, dass bei diesem Potenzirgeschäfte, welches eine Arbeit für Sträflinge, aber nicht für denkende Menschen sein würde, kein Fehler unterlaufen sei? Schon die Achtung für unsere Apotheker sollte gewisse Schwärmer abschrecken, derartige Anforderungen überhaupt verlauten zu lassen und den oder jenen unserer Apotheker allmälig in die Gefahr zu drängen, Garantien zu übernehmen, welche kein vernünftiger Mann annehmen — und vollends gar fordern sollte!

Gewöhnlich pflegt es sich aber auch bei derartigen käuflichen „Hochpotenzen" durchaus nicht um Medicamente zu handeln, welche thatsächlich von der 1. bis zur 1000., 2000. etc. in regelmässiger Verdünnung hergestellt wären, sondern um beliebige substanzielle Verdünnungen, welche man kräftig in der angegebenen Weise geschüttelt zu haben behauptet. Dergleichen Schüttelpräparate „Hochpotenzen" zu nennen, ist jedoch eine — Willkür wollen wir sagen, welcher ein Ende zu machen der Centralverein für Homöopathie endlich einmal sich das Herz fassen sollte.

§ 63. Vor allen Dingen giebt es keine irdische Kraft und hat zu keiner Zeit eine geben können, welche nicht auf einen Stoff zurückführbar wäre. Stofflich waren und mussten die Arzneigaben sein, mit welchen Hahnemann Arzneiwirkungen erzielte, welche wir — wenn wir heut seine Arzneimittelprüfungen an uns nachmachen und auf ihren Wahrheitsgehalt controliren wollen — ebenfalls nur dann wieder gewinnen, wenn wir mit Gaben experimentiren, welche freilich verschieden sein können und dürfen — je nach individueller Reizbarkeit des Einzelnen für diesen oder jenen Arzneistoff — welche aber unter allen Umständen gleichfalls noch stoffhaltig bemessen werden müssen; nicht selten bedarf man sogar der Urtincturen. Prüfen wir in dieser Weise, wie wir es zu thun gezwungen sind, wenn wir von Nachprüfungen oder von Neuprüfungen mitsprechen wollen, dann überzeugen wir uns zu unserer aufrichtigen Freude, dass Hahnemann, gestützt auf thatsächliche Erfahrung, jenen bis dahin unbekannten, aber alle Welt überraschenden Satz aufstellen durfte, dass die überwiegendste Mehrzahl der Arzneimittel (— aber nicht alle, z.B. nicht Cochenille —) in dem gleichen Grade an Ausbreitung ihrer Einwirkungsfähigkeit auf den menschlichen Organismus ge-

winnen, wie sie an Intensität ihrer Einwirkung auf Einzelorgane, z. B. auf Magen, Darmkanal oder Gehirn, verlieren. Und da diese Intensität der Einwirkung nur von der Masse des einverleibten Medicaments abhängt, die Extensität der Einwirkungen eines und desselben Stoffes aber ebenso nur durch Wiederholungen schwächerer Gaben in die Erscheinung gebracht werden kann, so hatte er ein vollkommenes Recht, von „aufgeschlossenen Arzneigaben" zu sprechen, und von deren Kraft (oder „Potenz"), die Extensionssphäre eines Arzneikörpers über viele Körperprovinzen zu propagiren. Dass er sich dabei falsch ausdrückte und nicht von vorn herein die Missdeutung ausschloss, als stünden Volumverminderung des medicamentösen Prüfungsstoffes und Extensität der Wirkungsausbreitung im Organismus etwa in einem gewissen, arithmetischen Verhältnisse und als nähme die letztere in einem ähnlichen Grade andauernd zu, als man die Stoffmasse verringere, — das ist zu bedauern. Wenn jedoch eine Anzahl seiner Gegner noch immer auf dem krassen Irrthume verharrt, er habe damit den Nonsens ausgesagt, dass zugleich mit der Volumabnahme eines Arzneikörpers dessen Wirkungsintensität auf ein Einzelorgan zunähme, so gereicht ihnen das wahrlich nicht zur Ehre, sondern beweist lediglich ihre Incompetenz zur Sache; das ist ein ebenso schweres Verschulden gegen den verstorbenen Hahnemann, wie eine ebenso leere und dünkelhafte Ueberhebung über das Intelligenzmaass seiner lebenden Anhänger; das ist ein trauriger Beleg nicht für ihr Wissen, sondern für ein trostloses Nichtwissen in der streitigen Sache.

§ 64. Die Besonneneren dahingegen unter unsern Gegnern werden fortan sicherlich geneigter sein, zu erwägen, ob sie eben dieselbe, und doch lediglich theoretische Abneigung, welche sie gegen Hahnemann empfinden, auch einem Albrecht von Haller gegenüberstellen mögen? Sie werden sich nicht verhehlen können, dass sie zur Zeit eine ähnliche Rolle spielen, wie ein Gefühlspolitiker einem sachlich geschulten Staatsmann gegenüber; sie werden endlich — wenn Keinem sonst in der Welt — so doch sich selbst eingestehen müssen, dass grade sie, welche mit vollem Rechte überall laut verkünden, dass die heutigen Naturwissenschaften ihre Behauptungen und Lehrsätze nur auf das Experiment gründen dürften, wenn sie sachlichen Werth beanspruchen wollen, vor allen Dingen auch bezüglich der Arzneiprüfungsresultate an Gesunden sich nicht mit einem negativen „Glauben" und

„Wähnen“ beruhigen dürfen, sondern das Ablehnen unserer Resultate auf Gegenexperimente basiren müssen, wenn der Kampf ein ehrlicher sein soll. So viel Ehrlichkeit und so viel Muth, als zu solchen Gegenexperimenten gehört, haben nicht sowohl wir, als gerade sie selbst von sich zu fordern! Desgleichen aber ist auch jeder Homöopath, ohne irgend eine Einzelausnahme, gezwungen zuzugeben, dass er — sein ungetrübtes Gesundsein natürlich vorausgesetzt — überaus bald aufhören wird, klare und deutliche Abänderungen seines Befindens verzeichnen zu können, sobald er jenseits der Dosen, welche seine Individualität verlangt, um deutliche Gesundheitsstörungen an sich zu erzeugen, die Prüfungen fortsetzt. Es bedarf hierzu nur eines regelmässigen Fallens um je fünf Decimalverdünnungsstufen, um ein schnelles Ende der Prüfung herbeizuführen. Dass hierbei Idiosynkrasieen keine entscheidende Rolle spielen können, ist selbstredend. Das letzterwähnte Experiment müsste aber ein umgekehrtes Resultat ergeben, wäre die Berufung auf die intensivere Heilkraft „dynamisirter“ Medikamente eine wirklich der Erfahrung entnommene. Das aber ist durchaus noch unerwiesen; mindestens ist man uns noch jede Spur eines demonstrirbaren Beweises dafür schuldig geblieben,*) und zweifellos „erfahrungsgemäss“ ist bisher einzig und allein der Einwand, dass wirkliche Neuropathieen der Regel nach viel weniger materielle Dosen verlangen und er-

*) Beweise für die Wirkungsfähigkeit von Hochpotenzen anzuerkennen in solchen Fällen, welche mit käuflichen sogenannten Hochpotenzen behandelt wurden, sollte man doch Niemandem zumuthen. Ebenso wenig können und dürfen Fälle beweisen, in welchen sogenannte Hochpotenzen im Zeitraume weniger Tage nach vorausgebrauchten Tiefpotenzen zur Anwendung gelangten. Das Thema der „Nachwirkungen“ beansprucht ohnehin beim Gebrauche sowohl von Thermen, wie von homöopathischen Medicamenten eine überaus weitgehende Berücksichtigung. Vollends aber Berufungen auf sonstiges Verhalten minimalster Stoffpartikelchen, wie z. B. in der Spectralanalyse, bei den Experimenten von Crookes u. s. w. beweisen doch wahrlich nichts Sonstiges, als dass auch die denkbar minimalsten Stoffpartikelchen noch Wirkungen innerhalb gewisser Grenzen und unter bestimmten Bedingungen verursachen, und innerhalb dieser Beschränkung ist die Berufung auf solche Erscheinungen gewiss unbedingt zu Gunsten der Homöopathie im Allgemeinen gestattet. Zu Gunsten der Wirkungen von Hochpotenzen jedoch erweisen Analogieen aus dem einfachen Grunde durchaus gar nichts, weil daraus, dass atomartige Körperchen unter genau bestimmten Modalitäten eine Kraftentfaltung in der einen Richtung erkennen lassen, kein logischer Schluss auf gänzlich andersartige Kraftentwickelungen unter gänzlich verschiedenen Modalitäten und Relationen zulässig ist.

tragen, als Erkrankungen sonstiger Gewebe. Ich habe mich innerhalb meiner Praxis recht wohl befunden bei Bevorzugung sechster Decimalpotenzen, mitunter auch dritter. Ich habe mich jedoch auch der Erfahrung nicht entziehen können, dass in der That z. B. Mercurius cyanatus noch unsicher wirkt in 6. Decimalverdünnung, während er mich bisher sehr selten im Stich liess, wenn ich ihn bei reiner Diphtheritis in 12. Dec.-Pot. anwendete. Ueber diese jedoch hinauszugreifen habe ich niemals Veranlassung gefunden. Ich halte mich somit berechtigt zu dem Ausspruche, den meine persönliche Erfahrung mir dictirt und der übereinstimmt vielleicht mit der Mehrzahl selbstständiger Beobachter, dass höchste und immaterielle Verdünnungen — ihre Wirkung einmal unbeanstandet vorausgesetzt — mindestens vollkommen überflüssig in der Praxis sein würden, und dass vielmehr die sogenannten „Dynamisationen" Hahnemann's seiner Theorie, und noch dazu einer grundfalschen bezüglich seiner Auffassung vom Wesen der Krankheit, entstammten, nun und nimmermehr aber einer wirklichen und darlegbaren Erfahrung am Krankenbette, welche etwa klar und deutlich die Unbrauchbarkeit mehr stofflicher und zur Zeit controlirbarerer Arzneigaben bisher dargethan und bewiesen hätte.

§ 65. Fordern wir aber von unseren Gegnern Gerechtigkeit für Hahnemann, so ziemt es uns, auch selbst mit gutem Beispiele voranzugehen, und nicht gar noch deutlich nachweisbare Consequenzen seiner thatsächlichen Irrthümer, an deren Spitze seine unheilvolle Dynamis steht, conserviren und propagiren zu wollen.*) Leicht und behaglich ertragen wir den Spott der Gegner, welcher uns unverdient trifft und den sie als Quittung über ihre eigene Unkenntniss unserer Lehre uns aufdrängen; wohlverdient aber und demüthigend trifft derselbe uns da, wo wir darauf verzichten müssen, uns berufen zu dürfen auf die Congruenz unserer therapeutischen Handlungsweise mit der Physiologie und mit den Naturwissenschaften und ihren Gesetzen oder aber auf wirkliche und all-

---

*) Unmittelbar nach Abschluss dieser Arbeit ging mir die Schrift zu: Mein ärztliches Testament von Dr. Georg Schmid. Wien, bei Manz 1882. Es berührte mich überaus freudig, zu finden, dass dieser ältere und wohlbekannte Kämpfer für die Homöopathie aus anderen Gesichtspunkten her zu ganz denselben Schlüssen gelangte, wie ich sie soeben hier ausgesprochen, und ich kann nicht umhin, Freund und Feind auf diese Broschüre recht angelegentlich aufmerksam zu machen.

seitig controlirbare Ergebnisse unangreifbarer Erfahrungen. Hier genügt kein demüthiges Zurückgreifen auf den schülerhaften Standpunkt des αὐτὸς ἔφα, am allerwenigsten, wenn wir dieses „αὐτός“ auf einen Mann wie Jenichen mit ausdehnen sollen, dessen tragisches Ende schon hätte genügen sollen, um das Evangelium von den Hochpotenzen doch etwas strenger auf seine Verlässlichkeit zu prüfen, bevor man ihm die Pforten der Homöopathie so bereitwillig öffnete. Mit ihm drängte sich auch der widerliche Mysticismus eines vielgenannten, aber verstorbenen, fast grössenwahnsinnigen Laien hinein, dessen erbettelte medizinische Titel Schaaren von Laienpraktikern zur Nachfolge reizten und die Homöopathie diskreditirten bis auf diese Stunde; mit ihm die Auswüchse und centrifugalen Bestrebungen und leider! auch ein gewisser, halbwüchsiger Dilettantismus, welcher ernste Studien in der Arzneimittellehre schlimmer wie Alles scheuend, ernten möchte ohne gesäet zu haben, und darum den destructiven Strömungen, welche in dem letzten Decennium immer dreister innerhalb der Homöopathie wühlen, seine corrumpirende Unterstützung entgegenträgt. Diese letzteren „guten Freunde“ bilden jedenfalls die gefährlichste Gegnerschaft, welche wir irgend haben könnten. Lieber offene Feinde, als unzuverlässige Bundestruppen! —

Die Gabengrösse vermögen wir zur Zeit noch durch kein Gesetz, keine Norm sicher zu regeln, und dies wird voraussichtlich niemals gelingen, denn sie ist und bleibt variabel, ebenso wegen der individuellen Verschiedenartigkeit der Arzneistoffe in ihrem Rapport zu unsern Körpergeweben, wie wegen der Verschiedenartigkeiten der Krankheitsformen, gegen welche wir Hülfe leisten sollen, und wie endlich wegen der grossen Differenzen der epidemischen Constitutionen, welche die Toleranz für Arzneigaben ganz wesentlich beeinflussen. Das wusste bereits Paracelsus sehr wohl; das bestätigten Männer, wie Boerhave und Rademacher und das hat jedenfalls mancher Einzelne von uns gewiss nicht minder schon erfahren, namentlich Aerzte in kleineren Orten.

Eins aber bleibt beständig in dem unruhigen Schwanken aller dieser Verhältnisse, und das ist — die sonstige tadellose Beschaffenheit unserer Droguen und pharmazeutischen Präparate vorausgesetzt — das physikalische Verhalten der Arzneikörper zu unserm normalen Körper und dessen Geweben. Darum bilden die einfachen, natürlichen Arzneistoffe den zur Zeit einzigen, unwandelbaren Grund und Boden, von dem

aus wir Vergleiche anstellen können zwischen dem wandelbaren Symptomencomplex jedweden Krankheitsfalls und den unverrückbaren Beziehungen und Einflüssen jener Heilkörper auf unsern Organismus im Zustande des Gesundseins. Und wenn und weil dem so ist, darum ist das Aehnlichkeitsgesetz das einzige, welches dem homöopathischen Arzte die alleinige, unverletzliche Norm für sein therapeutisches Handeln darbietet, wie es früher oder später unzweifelhaft der unverrückbar glänzende Polarstern für die Arzneimittelwahl sämmtlicher Aerzte werden wird. Einzig das Aehnlichkeitsgesetz ist es auch, was zwischen uns und dem praktischen Bedürfnisse der uns heut noch fernstehenden Aerzte die Brücke zur Vermittelung, zur Verständigung und zur endlichen Vereinigung unserer gesammten Kräfte darbieten wird, um das Endziel uns leichter erreichbar zu machen, welches ja — trotz aller theoretisirenden Einreden — doch der wahre und innige Wunsch unser Aller ist: immer häufiger und immer sicherer aus Kranken Gesunde machen zu können!

§ 66. Indem ich diese Arbeit der ärztlichen Welt — den Freunden wie den Feinden der Homöopathie — zu freundlicher Beachtung übergebe, bin ich mir ihrer Mängel sehr wohl bewusst. Sie will, sie kann und sie soll ja auch nichts, als nur einen neuen Anstoss geben, um aus alten, streitumtobten Ruinen ein neues, kraftbewusstes Leben emporsprossen zu lassen, — um zu werben bei dem Genius der Geschichte und der Vergangenheit, dass er schlichtend hineintrete in den Hader der heutigen Parteien und die zum Streite erhobenen Hände ernster Männer, die ja Alle das Beste — und gewiss redlich — wollen, einige zum Frieden und zu fernerer rastloser, aber gemeinsamer Arbeit.

Diesem Genius vertraue ich freudig und fest, denn er ist ebenso furchtlos, als wahr und gerecht. Ihm vermag Niemand zu widersprechen, wenn er uns lehrt, dass das vielbestrittene Aehnlichkeitsgesetz nicht dieser, nicht jener Partei angehört, sondern der Geschichte der Medizin von grauester Vorzeit her; dass es somit uns allen als ein gemeinsames Erbtheil von ihr überwiesen ist, und dass es ebenso unsere Pflicht, wie unser Stolz sein muss, dieses ehrwürdige Erbtheil, mit dessen innerer Wahrheit nunmehr zwei Jahrtausende — je nach ihren Zeitbedürfnissen — bereits gewuchert haben, immer reiner und schöner gestaltet und ausgebaut, auch unsrerseits den fernen Enkeln als ein segensreiches Vermächtniss zu überlassen. Wie

unser gemeinsames Vaterland nicht Preussen, nicht Sachsen, nicht Franken, Baiern oder Schwaben mehr, sondern Alldeutschland sein will für Alle, so möge der Geist der Geschichte uns Alle — Homöopathen wie Allopathen diesseit und jenseit des Oceans — sammeln und einigen für sein grosses Reich gemeinsamer, wissenschaftlicher Wahrheit und Arbeit.

Mehr als sieben Jahre sind verflossen, seitdem ich diese Arbeit beendete.

Wie inzwischen durch das Mikroskop die ganze frühere Ansichtsweise über die Verursachungen vieler und sehr komplizirter Krankheitsformen durch allerminimalste Krankheitserreger von Grund aus umgestaltet ist, lebt in Aller Munde. Wer indessen überzeugt ist, dass durch solche mikrokosmische Lebewesen die Gesundheit in Krankheit umgeschaffen zu werden vermag, der kann es auch nicht mehr „unlogisch" finden wollen, dass mikrodosistische Arzneigaben auch die Krankheit in Gesundheit zurückzuwandeln vermögen nach dem Aehnlichkeitsgesetze.

Nun ich aber den Nachweis gebracht habe, dass auch das Aehnlichkeitsgesetz keineswegs, wie hüben und drüben irrthümlich angenommen wurde, eine „Erfindung Hahnemann's", sondern ein uraltes, vielgewandeltes Urgesetz der Gesammtmedizin ist: nunmehr kann, wie ich glaube, nicht der geringste stichhaltige Grund mehr innerhalb wirklich wissenschaftlicher Kreise geltend gemacht werden, um dem Geltungskreise desselben fernerhin aufmerksame Beachtung zu versagen.

Ich bin vielmehr dessen fest überzeugt, dass nunmehr sogar in der „rationellen Medizin" das Vor-Urtheil der ruhigen Prüfung und dem darauf basirten Urtheil den Platz räumen werde. Denn fortan kann es sich ja nicht mehr um Rechthaberei handeln hier oder dort; für diese ist vielmehr kein Platz auf dem Boden des unparteiischen, historischen Wissens.

Und die echte Wissenschaft gleicht auf ihrem sonnigen Gipfel der echten Liebe; denn auch sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Verf.